Winter 2010
Ausgabe Nr. 16

der Bagger

Grabungen zwischen Ernst und Satire

Grabungen zwischen Ernst und Satire

INHALT

1 Editorial
die Baggerdelle
Inhalt

2 Mehr als tausend Gründe

3 Unsere Erde schützen ... eh die anderen!
Redaktionelles

4 Asche zu Asche, Staub zu Staub
Schneckenhaus

5 Unter der Alm
Baggers Bankett

6 Zurück in die Zuchtkunst

7 Wie sich Erde gut trinken lässt
Horoskop

8 Beziehungsarbeit

9 Back to the Wurzels
Der Vier-Elemente-Test

10 Unser Planet für unsere Leut!
die Präzension

11 Hohlwelttheorien – zurück ins Ei!

12 Hohlwelt
Baggers Konkurrenz
Rezensionen: Literatur

13 Was in der Geschichte begraben liegt

14 Wir werden nicht schweigend in der Nacht untergehen!

15 Somwhere – auf der Suche nach Wahrheit
Rezensionen: Film
Baggersee

16 Hier & Jetzt
Rezensionen: Musik

17 Die Tür zum Keller
Abrissbirne
Impressum

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Hach, wie doch die Zeit vergeht! Seit nunmehr vier Jahren bringt der Bagger immer wieder bahnbrechende Entdeckungen, brandheiße Neuigkeiten sowie handfeste Skandale ans Licht. Damit wird es auch einmal Zeit, zum ureigensten Metier des Baggers zurückzukehren, nämlich in die Erde. Nicht dass jetzt jemand denkt, der Bagger wäre grabungsmüde – ganz im Gegenteil! Gerade dort, wo der Hund begraben liegt, stochert der Bagger am liebsten herum und blickt diesmal nicht nur tief in den Untergrund rein, sondern auch aus so mancher Außenperspektive auf diverse Geschehnisse unserer Zeit. Dieser Weitblick ist auch darauf zurückzuführen, dass der Bagger einen gehörigen Wachstumsschub hinter sich hat, was sich nun auch im Erscheinungsbild dieser 16. Ausg(r)abe bemerkbar gemacht hat. Aber sehen (und lesen!) Sie selbst – viel Freude dabei wünscht

Ihre ergebene Bagger-Redaktion

Zynisch naive Denkanstöße für naive und zynische Menschen

Unterirdisch – oder: Wer and'ren eine Grube gräbt, hat Gold im Mund

Jetzt geht das ja schon wieder los. Ich hab ja gedacht, dass jetzt, wo die Richterin Ministerin ist, die Sache erledigt ist. Die hat das sicher ordentlich gemacht, weil sonst wär' sie ja nicht Ministerin geworden. Und der Prikopil hat sich ja auch umgebracht, also sind eh schon alle bestraft.

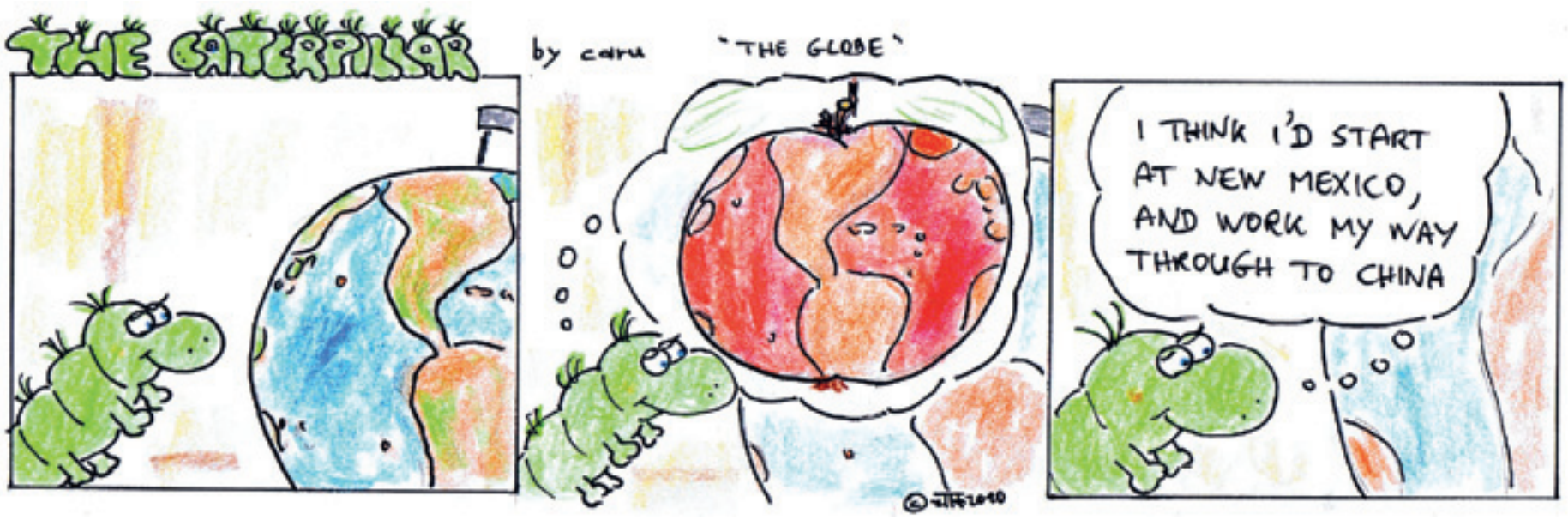
Aber auf einmal heißt's in der Zeitung, das ist gar nicht so sicher, dass sich der umgebracht hat, und der Chefermittler – der sich ja auch umgebracht hat –, das war vielleicht auch gar kein Selbstmord. Und außerdem ist angeblich voll schlampig ermittelt worden. Und einer von die Grünen sagt sogar, dass da im Umfeld von der Familie noch mehr Kinder verschwunden sind. Und irgendwo hab ich sogar gelesen, ich glaub im Internet, dass da angeblich ein Kinderpornohändlerring dahinter steckt und da vielleicht auch voll die Promis oder Politiker drin verwickelt sind und dass da deshalb nichts weiter geht, mit den Ermittlungen. Aber das glaub ich nicht. Sowas Arges gibt's vielleicht in Belgien, oder bei die Russen, aber doch nicht in unserem schönen Österreich!

Eigentlich sind bei uns ja die meisten Menschen eh ganz in Ordnung, von ein paar Bankmanagern abgesehen vielleicht, die uns das Geld aus der Tasche ziehen ... wie der Elsner zum Beispiel ...

Ah, da hab ich jetzt, glaub ich, was verwechselt, oder? Das war doch die G'schicht, wo die Richterin Ministerin worden ist, oder?

Da verliert man direkt den überblick vor lauter Skandalen! Schon oag.

va



MEHR ALS TAUSEND GRÜNDE

Haben Sie auch schon Gold gekauft? Wie es am Ende des Regenbogens wirklich aussieht.

Gold ist in aller Munde. Die Anleger flüchten in Gold, heißt es. Die Zeiten sind schwierig, Besserung ist nicht in Sicht: Die allgegenwärtige Krise, zuletzt im Gewande der Schulden- und Währungskrise, wütet unvermindert weiter. Gold aber hat Bestand; es kann nicht wie Papiergeld verzinst oder beliebig in rauen Mengen nachgedruckt werden. Alle wollen ihre Schäfchen ins Trockene bringen: Die Nachfrage ist enorm, die Münzprägereien kommen mit der Produktion kaum nach; mobile Goldhändler tingeln durch die Lande und kaufen alles auf, was glänzt: Zahnersatz, Familienerbstücke, ausgediente Eheringe. Wohlfrisierte Krawattenträger legen uns nahe, unser Vermögen zu soundsoviel Prozent in Gold zu investieren.

Wo das Gold aber herkommt, von wem und unter welchen Bedingungen es abgebaut wird, welche Folgen der Bergbau für Mensch und Natur hat, darüber spricht niemand. Welche Rolle Korruption und Lobbyismus im Goldgeschäft spielen, erzählen einem die Krawattenträger nicht. Warum wird der Goldabbau in Chile kaum besteuert? Warum ist dort oder an Ghanas „Goldküste“ noch immer nicht der Wohlstand ausgebrochen? Warum haben 70 % der Goldminengesellschaften ihren Sitz in Kanada?

Wunderbares Chile

„Im Jahr 1998 geschah etwas Schreckliches. Es regnete heftig oben in den Bergen und das Regenwasser sammelte sich in den Auffangbecken, in denen die Firma Codelco ihre giftigen Abfälle lagerte. Dieses verseuchte Wasser gelangte in den Fluss, der uns mit Trinkwasser versorgt. .... Viele Tiere starben ... die Pflanzen gingen ein, weil die Menschen mit diesem Wasser ihre Tiere und Felder getränkt haben. So wurde unser Land verseucht. ... Die Menschen, die damals noch hier wohnten, sind fast alle weggegangen. ... Dieses Dorf war ein Paradies. Wir hatten alles, was wir wollten: frisches Quellwasser, reiche Ernten ... und nun haben wir nichts mehr. Die Menschen sind müde, enttäuscht. Sie haben alle Hoffnung verloren“, erzählt Victor Palape, ein Einwohner jenes Dorfes, am Beginn des Dokumentarfilms *Das schmutzige Gold der Anden* der Journalistin Carmen Castillo. Das Dorf Quillagua liegt in der Atacama-Wüste im Norden Chiles – 750 km nördlich von Copiapó, welches dieses Jahr durch das Minenunglück und das dazugehörige „Wunder von Chile“ zu weltweiter Bekanntheit gelangte. Dass die 33 Bergleute überlebten, dürfte angesichts der Zustände in der bereits wegen grober Sicherheitsmängel zweimal geschlossenen, aber immer wieder eröffneten Mine übrigens tatsächlich an ein Wunder grenzen.

In derselben Wüste, im Süden, plant der kanadische Bergbauriese Barrick Gold das Minenprojekt Pascua Lama. Hier, im Stammesgebiet der Diaguita-Indianer (deren Besitzanspruch zwar bereits im 18. Jahrhundert anerkannt, 1997 aber um 40 % gemindert wurde, da das Volk als ausgestorben galt), soll auf fast 5.000 Metern Gold abgebaut werden. 17,8 Mio Unzen Gold und 718 Mio Unzen Silber sollen hier lagern. In den nächsten fünf Jahren will man jährlich zwischen 750.000 und 800.000 Unzen Gold abbauen.

Hierzu sollten sogar drei Gletscher umgesiedelt werden, was zur Zerstörung eines komplexen Ökosystems und einer jahrtausendealten Kultur geführt hätte; als sich unter den rund 70.000 Talbewohnern, die von dem aus den Gletschern gespeisten Huasco-Fluss mit Wasser versorgt werden, Widerstand regte und der Protest allmählich internationale Ausmaße annahm, änderte Barrick Gold seine Pläne und verlegte die Mine um einige Kilometer. Vielleicht hatte man auch eingesehen, dass man einer Wolke nicht anschaffen kann, wo sie ihren Schnee fallen lassen darf.

Eine Tonne Stein gegen ein Gramm Gold

Um ein Gramm Gold zu erhalten, müssen im Schnitt ein bis zwei Tonnen Fels und Gestein gesprengt, gespalten und getrennt werden (für einen Ehering von ca. 10g also etwa bis zu 20t); danach wird eine Zyanidlösung aufgebracht, welche das Edelmetall aus dem Gestein löst; das Gold wird später durch elektrochemische Prozesse extrahiert. Neben giftigem Staub entstehen auf diese Weise Unmengen an toxischem Abraum und Abwasser, das meist in Auffangbecken gesammelt wird oder auch einfach in Flüssen, Seen und Meeren entsorgt wird, wodurch sämtliches Leben im Wasser vernichtet wird. Hierzu existieren neben dem eingangs erwähnten zahlreiche Beispiele, hier nur einige: In Nord-Chile entsorgte Codelco regelmäßig Abfall in einer Bucht und vernichtete damit die lokalen Fischbestände; die Bewohner des nahegelegenen Fischerstädtchens Chanaral verloren ihre Existenzgrundlage und verklagten die Gesellschaft. In einer Mine in West Papua, die an der Grenze zum Lorentz-Nationalpark liegt, werden täglich 110.000 Tonnen toxischen Abraums im Ajikwa-Fluss entsorgt; wenn die Mine in 30 Jahren geschlossen wird, ist ein 230 km großes Loch in den Wald gegraben. In Baia Mare in Rumänien gelangten nach einem Dammbruch 100.000 Tonnen Zyanidabfall in die Theiß und in der Folge in die Donau. 1.240 Tonnen Fisch wurden getötet, das Trinkwasser von 2,5 Mio Menschen verseucht. Die verantwortliche Esmeralda Exploration Ltd konnte die Kosten für Wiedergutmachung nicht bezahlen.

Im Namen des Fortschritts

Barrick Gold unterzeichnete für Pascua Lama ein Protokoll, das den Schutz der Umwelt gewährleisten soll. Im Fall einer Verschmutzung wird der Abbau sofort gestoppt. Damit, und mit dem Versprechen, der Bevölkerung Arbeitsplätze, Schulen sowie Krankenhäuser zu bringen, und vor allem endlich den Fortschritt, der laut Konzernchef Peter Munk zwar nicht umsonst, aber ohnehin nicht aufzuhalten sei, und schließlich mit einem 60-Mio-USD-Vertrag, konnte das Unternehmen einen lokalen Bauernverband überzeugen und mit ihm ein Abkommen unterzeichnen, das nun über das Schicksal einer ganzen Region entscheidet. Natürlich strebe man eine Unfallquote von 0 % an, so ein Konzernsprecher. Ob das Wasser für alle reicht, werde die Zeit zeigen. Jedenfalls trage der Bergbau zur Verbesserung der Lebensbedingungen und Schaffung von Wohlstand in der Region bei. Ein gutes Argument in einem Gebiet mit 17 % Arbeitslosigkeit und unzureichenden Gesundheits- und Bildungseinrichtungen. Dass die Indianer nicht mehr so leben können wie früher, sei vielleicht für einige schmerzhaft. Im Gegenzug können Tausende ihre Kinder zur Schule schicken und sich eine Zukunftsperspektive aufbauen – für eine Zukunft, die sich wohl an Begriffen wie Produktivität, Rentabilität und Wettbewerb zu orientieren hat.

Bergbauprojekte werden häufig damit gerechtfertigt, dass sie dem Land Wohlstand bringen; dabei profitieren rohstoffreiche Schwellen- oder Entwicklungsländer kaum, wie 1995 aus einer Studie der Harvard-Experten Sachs und Warner hervorging: Demnach ist die Wachstumsrate pro Kopf umso niedriger, je höher die Abhängigkeit von den Exporten ist; das Phänomen ist als „resource curse“ bekannt. Die Investitionen in den Bergbau gehen oft zu Lasten differenzierterer Sektoren wie Landwirtschaft und Handwerk. Zudem wird meist nur das Rohmaterial exportiert; durch Verarbeitungsprozesse könnten aber der Wert gesteigert und mehr Arbeitsplätze geschaffen werden. Der Bergbau ist keineswegs der Jobmotor, als welcher er angepriesen wird: Zum einen handelt es sich meist um unsichere Anstellungen, andererseits werden Arbeitsplätze zunehmend durch den Einsatz moderner Technik verdrängt.

In Chile stieg das BIP pro Kopf zur Freude von IWF und Weltbank zwar in den letzten 15 Jahren um durchschnittlich rund 4,1 %, und Chile fand sogar Aufnahme in die OECD. Verschuldung und Arbeitslosigkeit sind jedoch noch immer allgemeine Phänomene – 80 % der Haushalte in Santiago können ihre laufenden Kosten nicht aus den Einkünften decken. Dazu muss festgehalten werden, dass ausländische Bergbauunternehmen trotz großer Profite kaum Steuern an den Staat zahlen. Bis vor 1,5 Jahren zahlten sie de facto gar keine Steuern, da solche nur für deklarierte Gewinne eingehoben wurden – interessanterweise machte kaum ein Unternehmen Profit!

2006 stimmte die Nationale Umweltkommission Chiles (CONAMA) dem Pascua Lama-Projekt zu. 2010 erfolgten erste Bohrungen. Die Proteste halten an. Und Peter Munk wehrt sich empört gegen die ungerechte Debatte: Da schaffe man Millionen Jobs und neue Perspektiven und ernte nur Kritik und Undank!

Dabei sind die Konzerne durchaus an Widerstand gewöhnt; nicht nur wegen der Umweltschäden: Enteignungen und gewaltvolle Vertreibungen ländlicher bzw. indigener Bevölkerungen sind keine Seltenheit. Diese Leute genießen weder politischen noch rechtlichen Schutz, ihr Land wird von der Regierung einfach an die Unternehmen verkauft. In den Bergbausiedlungen kommt es häufig vermehrt zu Alkoholismus, Drogenmissbrauch, Prostitution, häuslicher Gewalt und hoher Kriminalität. Besonders betroffen sind Frauen, da diese oft weder in Entscheidungen eingebunden werden noch Entschädigungen für die Aufgabe ihres Wohnsitzes erhalten und in den Minen zudem keine Arbeit finden, sodass die Abhängigkeit von Ehemännern und männlichen Verwandten steigt. Dazu kommen schwere gesundheitliche Belastungen: Die Arbeit in den Minen begünstigt Atemwegserkrankungen wie Tuberkulose, Asthma oder Lungenkrebs; Zyanid- und Schwermetalleintragungen im Trinkwasser führen zu Vergiftungen. Jährlich sterben außerdem 15.000 Minenarbeiter durch Steinschlag, Stolleneinbrüche oder Brände. Gewerkschaften sind in einigen Ländern sowieso verboten und wo sie erlaubt sind, ist ihre Organisation oft schwierig, da diese von manchen Arbeitgebern aktiv unterbunden wird; in Kolumbien etwa gipfeln die Einschüchterungen zuweilen sogar in Mord.

Eldorado Kanada

70 % aller Bergbauunternehmen haben ihren Sitz in Kanada. Nicht ohne Grund: Erlaubt es ihnen die dortige Gesetzgebung doch, ohne Rücksichtnahme auf Menschenrechte oder ökologische Konsequenzen im In- und Ausland nach Bodenschätzen zu schürfen. Erst Ende Oktober diesen Jahres wurde im kanadischen Parlament über ein Gesetz abgestimmt, das die Unternehmen zu mehr *Corporate social responsibility* (CSR) verpflichten sollte; bei Verstößen würde die Streichung öffentlicher Gelder drohen. Das unter dem Namen *Bill C-300* bekannte Gesetz wurde mit 140 zu 134 Stimmen abgelehnt, zur Erleichterung der Lobby: Ein solches Gesetz hätte ohne Zweifel wichtige Projekte verzögert. Barrick Gold-Chef Munk hatte gar befürchtet, dass viele Unternehmen aus Kanada abwandern und solchen Platz machen, deren CSR-Standards noch niedriger sind; was schwer zu glauben ist, wenn man wie die PDAC (Prospectors and Developers Association of Canada) davon ausgeht, dass die Standards nirgends niedriger sind als in Kanada.

Mehr als tausend Gründe wiegt des Goldes Macht, wie schon der alte Euripides seine Medea feststellen ließ. So absurd der betriebene Aufwand auch erscheint, so hoch die Kosten für Mensch und Umwelt sind, für die Bergbauunternehmen zahlen sich angesichts des steigenden Goldpreises (Anfang November durchbrach er gar die Marke von 1.400 UDS je Unze) weitere Investitionen in den Ausbau ihrer Projekte aus. Nicht der Bedarf der Industrie steht dahinter; dieser Anteil liegt bei gerade 11 % – sondern des Menschen Furcht und Gier, und sein Streben nach Luxus.

Text: chr
Illustration: va

Interessant:

Das schmutzige Gold der Anden. Dokumentarfilm von Carmen Castillo (F/Chile 2010)
Gold über alles (Tout l'or du monde). Dokumentarfilm von Robert Nugent (F/Australien 2007)
http://nodirtygold.org
http://protestbarrick.org
http://www.minesandcommunities.org

UNSERE ERDE SCHÜTZEN … EH DIE ANDEREN!

Wind-, Wasser- und Solarstrom aus der Steckdose, das hätten wir doch alle gern, andererseits wollen wir alle kein Wind-, Wasser- oder Solarkraftwerk vor der Haustür. Ein paar Gedanken zum politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umgang mit dem Klimaschutz.

Man muss schon ziemlich grünes Blut haben, um heute beim Thema Klimaschutz nicht genervt die Augen zu verdrehen, derart abgelutscht ist die Sache mittlerweile. Die medialen Auf- und Bearbeitungsmöglichkeiten unserer Zeit sind Segen und Fluch zugleich. Einerseits besteht die Möglichkeit die ganze Welt innerhalb von Sekunden über eine wichtige Problematik zu informieren, gleichzeitig hat die Art und Weise, wie wir mit einem Thema konfrontiert werden, einen wesentlichen Einfluss auf unseren Umgang mit selbigem. Verschiedenste Interessengruppen färben das gelieferte Paket mit ihren eigenen Intentionen. Eine öffentliche Diskussion entflammt, man versucht sie zu verfolgen, verschafft sich einen Überblick, liest, hört, sieht, vergleicht … und steigt irgendwann aus.

Die Welt geht unter, aber wen interessiert's?

Die (Massen-)Medien lieben Schwarz-Weiß-Malerei. Mit komplexen Problematiken, die man aus verschiedensten Blickwinkeln betrachten und diskutieren kann, tun sie sich tendenziell schwer. Über einen Banküberfall schreibt es sich relativ leicht, Räuber böse, Polizei gut. Über Krebs, die Geißel der Menschheit, auch. Krebs böse, Patient gut. Beim Klimawandel wird es deutlich komplizierter. Mensch böse, Erde gut? Das wäre zwar nicht schön, aber schön einfach.

Das Klima unseres Planeten ist ein hochkomplexes System, dessen Erforschung seitens der Wissenschaft noch lange nicht abgeschlossen ist. Das liegt vor allem auch daran, dass Klima nicht Wetter ist. Klima braucht Zeit, und auch die Erforschung braucht Zeit. Einen wissenschaftlichen Tenor zur Schuldfrage gibt es nicht wirklich. Das Klima ändert sich, das tut es immer schon, der Mensch nimmt Einfluss, aber wie stark? Diese Frage ist nicht eindeutig geklärt. Interessanterweise hat sich die europäische Politik darauf geeinigt, dass Klimaschutz eine wichtige Sache ist, obwohl die Wissenschaft sich noch fleißig streitet. Mit der Klärung des Standpunktes der Politiker ist die Erfolgsgeschichte dann aber auch schon wieder zu Ende. Die durchgesetzten Maßnahmen sind minimal. Und international verläuft sich die Diskussion im wirtschaftlichen Sumpf. Am 29. November beginnt in Cancún/Mexiko ein weiterer Weltklimagipfel. Ziel ist die Einigung auf ein Nachfolgeabkommen für die erste Phase des Kyoto-Protokolls, die Ende 2012 ausläuft. Bereits im Vorhinein ist aber klar, dass eine rechtlich bindende Vereinbarung der 177 Teilnehmer nahezu unmöglich ist, weil der Schutz der eigenen Wirtschaft weit über dem Ziel des allgemeinen Klimaschutzes steht.

„Klimaerwärmung? Wir haben zwei Monate Winter und zwei Monate Herbst im Jahr!"

Die Politik hat, ebenso wie die Gesellschaft im Allgemeinen, mit einem grundsätzlichen Wahrnehmungsproblem zu kämpfen: Man spürt den Klimawandel in der Regel nicht am eigenen Leib. Man spürt aber die Klimaschutzmaßnahmen! Die müssen sich ja sinnvollerweise auf die ganze Weltbevölkerung verteilen, denn das Problem ist nur zu lösen, wenn möglichst viele Menschen ihren Lebenswandel entsprechend anpassen. So wie beim CO_2-Ausstoß die Menge das Gift macht, bringt umgekehrt beim Klimaschutz die Menge an Maßnahmen einen Heileffekt.

„Ich halte die Windkraftwerke für eine gute Sache, aber hinter meinem Haus will ich so ein Ding nicht stehen haben!"

Diesen Satz hört man immer öfter in diversen Variationen. Nützen tut dieses vermeintliche und oberflächliche Ja zum Umweltschutz niemandem. Hätte Karlheinz Böhm zwar öffentlich erklärt, man müsse den Menschen in Äthiopien helfen, sich selbst aber sonst nicht weiter für diese Hilfe eingesetzt, wäre genau gar nichts passiert. Persönliche Betroffenheit ist verständlicherweise eine wesentliche Anregung Handlungen zu setzen. Diese Betroffenheit ist aber bei einer Gefahr, die weit über die Länge politischer Legislaturperioden oder sogar die Lebenszeit menschlicher Generationen hinausgeht, nur sehr bedingt vorhanden.

Hätte man ein Atomkraftwerk in Sichtweite, würde man dieses wohl gern durch eine Windkraftanlage ersetzen. Und wer einmal sein Haus im Boot verlassen musste, hat nichts gegen einen Hochwasserschutzwall vor dem Küchenfenster. Es muss halt immer erst was passieren, damit was passiert. Prophylaxe ist nicht unbedingt die Spezialität unserer Spezies.

Der persönliche Nutzen

Das Wissen, etwas Sinnvolles oder Ehrenhaftes getan zu haben, ist oft nicht genug Anreiz Menschen zu einer Handlung zu motivieren. Spürbarer persönlicher Nutzen hilft da deutlich mehr. Nicht immer sind Vorteile einer Handlung auf den ersten Blick zu erkennen. Es müsste also Aufgabe der Politik sein, die Gesellschaft auf jene positiven Aspekte des Klimaschutzes besonders hinzuweisen, die auch für den Einzelnen kurzfristig und direkt relevant sind. Das „Unsere Kinder werden es uns danken"-Argument ist in der Praxis leider einfach zu wenig.

Auf wirtschaftlicher Seite hat man Umwelt- und Klimaschutz bereits über das Konzept von Spar- bzw. Gewinnmöglichkeiten durch „saubere" Technologien beworben und mittels Subventionen forciert. Die mittlerweile umgesetzte Idee des Handels mit Emissionszertifikaten (also dem Recht eine gewisse Menge CO_2 auszustoßen) basiert auf dem Gedanken, Reduktionen des CO_2-Ausstoßes dort zu erreichen, wo es am wirtschaftlich günstigsten ist. Allerdings ist dieses System ein rein marktwirtschaftlicher Zugang zum Klimaschutz und erreicht immer nur eine Mindestreduktion von Emissionen. Umweltschutztechnisch sollten wir aber eine Maximalreduktion anstreben.

Worum es hier aber eigentlich geht, ist die Frage nach der Motivation des Einzelnen. Plakativ gefragt: Wie bringt die Politik Herrn und Frau Erdenbürger dazu, das Windrad hinterm Haus zu akzeptieren oder sogar zu begrüßen? Nun, bei Windrädern ist es schwierig direkten persönlichen Nutzen zu finden. Wem die Tatsache, dass der „saubere" Strom der Anlage ins Netz gespeist wird, nicht genügt, der wird sich schnell gegen das stählerne Ungetüm entscheiden. Entscheidend ist der Faktor Bewusstseinsbildung. Es muss grundsätzlich klar sein, dass Strom nicht einfach aus der Steckdose kommt. Der direkte Nutzen einer Windkraftanlage ist also schlicht die Tatsache, dass ich abends mein Licht aufdrehen kann. Bei anderen CO_2-Emittern, wie Autos, ist die Argumentation des persönlichen Nutzens schon leichter. Wer ein sparsameres Fahrzeug kauft bzw. öfter auf Öffis, Fahrrad oder Beine umsteigt, hat dadurch geringere Treibstoffkosten, reduziert die Feinstaubbelastung und den Verkehrslärm, spart Zeit und Nerven, die man sonst in Staus oder dichtem Verkehr verliert, bzw. kann die Reisezeit im Zug oder Bus für andere Tätigkeiten nutzen. Es geht also bei der Motivation zum Klimaschutz um eine Koppelung von allgemeinen Vorteilen für die Umwelt und persönlichem direktem Nutzen.

Da öffentliches Bewusstmachen bei der älteren Bevölkerung tendenziell schwieriger wird, ist es notwendig die Aufmerksamkeit schon möglichst früh auf das Thema zu lenken. Wenn unsere Kinder mit dem Bewusstsein über die Notwendigkeit von Umwelt- und Klimaschutz aufwachsen, sind die Chancen auf breitenwirksame Umsetzung größer. Und wenn sich das Bewusstsein in der breiten Bevölkerung durchsetzt, hält diese Denkweise praktisch von selbst auch in die Wirtschaft Einzug und kann dort vielleicht dem beinharten Kapitalismus im Sinne der Nachhaltigkeit etwas entgegenwirken. Und um auch den Klimawandel-Zweiflern den Wind aus den Segeln zu nehmen: Sparsamkeit zahlt sich auch ohne Klimawandel aus. Wahre Größe zeigt sich nämlich nicht durch den Besitz des neuesten SUVs!

Text & Fotos: matt

Außerdem:

Für Interessierte gibt es weiterführende Literatur zum Thema, verfasst vom Autor dieses Artikels. Das Büchlein „Der globale Klimawandel im Geographie und Wirtschaftskunde Unterricht" von Matthias Ledwinka (VDM Verlag, 2010) befasst sich mit der Frage, was wir unserem Nachwuchs zur Problematik an Informationen, Anregungen und möglichen Blickwinkeln auf den Weg geben sollen, und ist möglicherweise nicht nur für Lehrer und Lehrerinnen von Interesse.

Redaktionelles

KONTAKTIEREN!
Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen. Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

ABONNIEREN!
Ab 15 Euro bekommen Sie ein ganzes Jahr alle Ausgaben – vier nämlich – druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (www.derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail an redaktion@derbagger.org) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgerstraße 23/4, 1170 Wien
Konto-Nr: 289 147 43 800
BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800
BIC: GIBAATWW

PARTIZIPIEREN!
Der Bagger freut sich über neue Mitarbeiterinnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf: www.derbagger.org/mach_mit.

INSERIEREN!
Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Informationen dazu finden Sie hier: www.derbagger.org/inserat.

Für Rückfragen sind wir unter redaktion@derbagger.org selbstverständlich jederzeit erreichbar.

ASCHE ZU ASCHE, STAUB ZU STAUB

Über unseren Umgang mit Sterben und Tod

Allerheiligen, Allerseelen und der Totensonntag erinnern uns an unsere Verstorbenen und den Umgang, den wir mit ihnen pflegen. Welcher Rituale bedienen wir uns aus welchem Grund? Eine Annäherung.

Novemberstimmung. Zähe Nebelschwaden, eine feuchte Kühle, Heerscharen von Krähen. Zu dieser Zeit wird der christliche Mensch durch das Kirchenjahr angehalten den Friedhof aufzusuchen und sich mit seinen verstorbenen Angehörigen auseinanderzusetzen. Man begibt sich zum Grab, deckt selbiges ab, verziert es mit Gestecken, entzündet ein ewiges Licht und betet für das Heil des Toten. Nebenbei wird man immer auch Beobachter anderer Grabstätten – der ländliche Zugang, wonach nur ein gepflegtes Grab von der Liebe der Hinterbliebenen spreche, ist ebenso weit verbreitet wie Neugier hinsichtlich der letzten Selbstverwirklichung durch Grabsteinwahl und Datenpreisgabe. Da gibt es heute mitunter seltsam erscheinende Informationen zu lesen: Titel und Beruf gehörten im 19. Jahrhundert dazu, oftmals auch berührende Aussagen hinsichtlich des entstandenen Verlusts und Beteuerungen der immerwährenden Liebe der Familienmitglieder. Im südlicheren Raum prangen oft auch verblassende Fotografien der Verstorbenen mit am Stein und füllen die Leere des Nichtmehr mit dem Augenblick des einstigen Jetzt. Überhaupt – die Visualisierung wird gerne genutzt: Die Tradition der Sterbebilder ist lang und hilft einen Verstorbenen als Lebendigen zu bewahren. Zwar ist oftmals nur ein amtliches Passfoto aus Formatgründen gewählt – doch auch darauf lächeln manche Menschen. Ein verliebtes venezianisches Paar in Schwarzweiß, das selbstvergessen sein Eis schleckt, ist mir zum dauerhaften „memento mori“ geworden. Der Tod als immerwährende Möglichkeit – und freilich auch: Gefahr.

Alternativen zum Armengrab

Gefahr läuft v.a. der verarmte Mensch, nämlich um sein würdiges Ende gebracht zu werden. Ist während der Krankheit, des Sterbens als letzter Akt des Lebens noch eine Gleichheit vor der Medizin(ischen Notwendigkeit) gewährt – so bescheidet der Staat dem Mittellosen ein Armengrab. Die Grabstätte wird klein und schlicht ausfallen, eine Feuerbestattung wird bevorzugt. Der dem Wiener nachgesagte Anspruch „eine schöne Leich“ zu feiern wird nicht immer möglich sein. Daher überlegen sich schon zu Lebzeiten viele Menschen, wie sie ihren Angehörigen Kosten sparen können – freilich gibt es in unserer Sicherheitsgesellschaft die Möglichkeit der Begräbnisversicherung. Aber auch andere Alternativen existieren: Man kann sich der Wissenschaft zur Verfügung stellen, so im Tod (nach vorheriger Organspende) noch weiters nützlich sein. Oder man veräußert sich an die Körperwelten – und wird zum Schaustück. Etliche deutsche Rentnergruppen fahren ins benachbarte Ausland und erkunden sich dort nach den billigeren Krematorienkosten. Bemerkenswert – und mutig. Und doch befremden Dokumentationen, die von einer solchen Entwicklung künden.

Selbstbestimmung der Bestattung

Im letzten Willen verfügt der bereits Gestorbene ein letztes Mal über sich. Ein Freiheitsrecht. Und wenn in diesem Akt dann das eigene Ende aus rein finanzieller Zweckmäßigkeit schon vorbestimmt werden muss und nicht Ausdruck der Trauerhilfe oder gar der letzten Selbstverwirklichung sein darf, so ist das ein betrüblicher Schluss. Sachzwänge zu Lebzeiten, Sachzwänge im Tode. Wählt der Verfügende hingegen in geistiger und materieller Freiheit eine Bestattungsform fernab des Erdbestattungsstandards, so ist das wieder eine andere Sache. Zwar könnten solche Verfügungen für die Angehörigen gleichfalls schwierig sein – wo ist der dauerhafte Ort für Trauer bei Seebestattung, wie ist mit dem aus der Asche des Toten gewonnenen Diamantring umzugehen? Aber es wäre zumindest ein echter gewollter Wille. Den dann allein schon aus Respekt die Hinterbliebenen umsetzen werden ... Oder sollte nicht lieber den Angehörigen der Modus des Abschieds freigestellt werden? Wer bleibt denn schließlich übrig?

Möglichkeiten des Abschiednehmens

Diese Fragen stellen sich in Zeiten, in denen das Ritual nicht mehr übermächtig ist. Blickt man in Philippe Aries „Geschichte des Todes“, so findet man klare Abläufe – von Aufbahrung angefangen hin zu Totenwache mit Wehklagen, einer großen kirchlichen Trauerfeier und dem Beerdigen. In anderen Kulturen gibt es noch immer zeremoniestarke Abschiedsrituale – der japanische Film „Nokan“ gab darüber trefflich Auskunft. Waschungen und Schmückungen, bis der Tote im schönsten Ausdruck den Angehörigen zur Verabschiedung präsentiert wird. Ganz anders erscheinen da das „Leichenschauhaus“, die „Aussegnungshalle“ in unseren Breiten – das Problem des Todes, aber auch des Sterbens in Institutionen. Verschämt werden die verschiedenen Heimbewohner, die nicht mehr am Leben gehaltenen Spitalspatienten „um die Ecke“, in ein anonymes und unwirtliches Zimmer gebracht, wo den Angehörigen nicht die Chance eines bewussten Abschieds von der Hülle des geliebten Menschen gegeben wird. Ausnahmen bilden wohl die numerisch erstarkenden Hospize, wo der schon zum Sterben Gekommene in seinem Einzelzimmer verbleiben darf, bis die Tränen der Angehörigen getrocknet sind. Der Übergang des da und doch nicht mehr-Seins wird hier spürbarer und verkraftbarer.

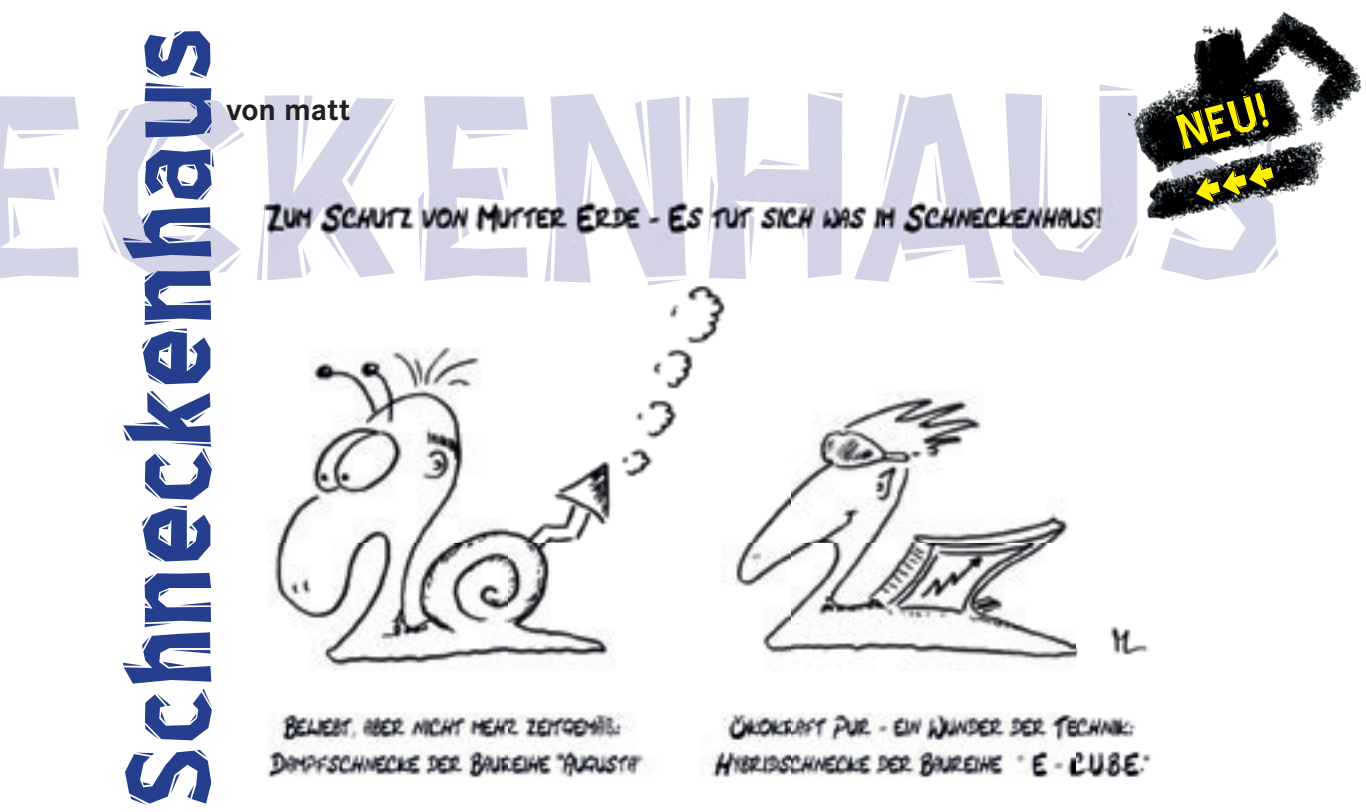
Lebensraum für den Tod

Tod wird leichter als Tatsache begreifbarer, wenn er Raum in unserem Leben einnehmen darf. Die östlichen Kulturräume pflegen einen anderen symbolträchtigen Umgang mit dieser Unabänderlichkeit. Jeder weiß vom Ganges, dem heiligen Fluss der Hindus, in dem sich Leben und Tod auf solch faszinierende Weise mischen: Neben Waschungen frommer Pilger wird dem Fluss Wasser zum Lebensvollzug entnommen, aber auch eine Vielzahl toter Körper überantwortet. Alles fließt – Sein, Werden und Vergehen im selbstverständlichen Nebeneinander. Und diese jenerorts nie absolut vollzogene Trennung zwischen Totem und Lebendem kann lehrreichs ein.

Für eine neue Friedhofskultur

Denn in gewisser Weise sind unsere Friedhöfe abgesperrte Bereiche, Sonderzonen des (Nicht)Lebens, eine eigene Welt, in die wir selten genug eintreten, um eine „meditatio mortis“ anzustoßen. Und wenn – dann ist das endgültige „Vorbei“ sich aufdrängender Gedanke und dieser wird uns wohl eher beunruhigen. Ein Gewahrwerden der ewiglichen Koexistenz von Werden und Vergangensein ist auf solchen Steinfeldern schwer. Friedlicher sind da mutige Versuche (z.B. in Amsterdam gesehener) Parkanlagen-ähnlicher Friedhöfe mit Bänken und Waldteilen anstelle der Urnenhochhausgrabstätten, die das schlechte Leben in Platzangst zu perpetuieren scheinen. Auch die Friedwälder können mehr Frieden schaffen – hier sind dem Zyklus des Jahreskreises unterworfene Bäume Ruhestätten der Verstorbenen. Auf diese weisen nur mehr kleine Schilder in der Rinde des mächtigen, schirmenden Baumes hin. So wird dem Toten ein allmähliches Vergehen und Eingehen ins ewige Sein ermöglicht und vielleicht auch dem Hinterbliebenen eine leichtere dahingehendeMe ditation.

Text: lr
Illustration: mf



UNTER DER ALM

Aufzeichnungen darüber, wie Österreich von unten regiert wird.

Eigentlich hatte die Wanze ja beschlossen, Belauschung und Spionage für eine Weile an den Nagel zu hängen und sich einen ausführlichen Winterschlaf zu gönnen. Zu diesem Zweck zog sie sich also auf eine abgeschiedene Alm zurück und begann, sich ein behagliches Löchlein zu graben. Wie sie nun aber mit der Tiefe schon fast zufrieden war, da brach ihr plötzlich der Boden unter den Füßen weg. Und eh sie sich versah, fand sie sich in einer reich geschmückten unterirdischen Halle wieder: Sie war ganz unabsichtlich (und auch ganz unbemerkt) in den Palast des Zwergenkönigs Dörfli eingebrochen, der gerade dem Fürsten Vovis, dem Herrscher über das benachbarte Reich, eine Audienz gewährte. Da fiel nun unserer Wanze potzblitz alle Müdigkeit ab und ganz ihrem Naturell entsprechend, begann sie eifrig zu lauschen.

...

König Dörfli (*stolz auf seinem aus in lange zurückliegenden Kriegen erbeuteten zweisprachigen Ortstafeln errichteten Thron thronend*): Na, da sind wir wenigstens einmal einig, dass zum Wohle unserer beider Fürstentümer eine unterirdische Verbindung ganz unerlässlich ist, nicht wahr?

Fürst Vovis (*prächtig in roten Ornat gehüllt*): Schon, schon. Da fährt die Eisenbahn drüber. Aber die Herrschaften zu Wien und erst recht die in St. Prölten, die wolln's uns nicht so recht gönnen.

Dörfli: Die zahlen schon, jetzt haben's uns ja die Garantie gegeben ...

Vovis: Aber wenn sie jetzt wegen der schlechten Zeiten doch noch umdenken? Unter dem Semmering, wo ich auch gern flink durchfahren können würd, halten's mich auch schon seit Jahren hin.

Dörfli: Die schlechten Zeiten? Also ich kann nicht klagen. Letztens ist zwar mein Alpen-Schatzhaus abgebrannt und den Vorsteher haben's gleich einsperren müssen, weil er es so schlecht versorgt hat, aber wenn's knapp wird, dann schicken die Wiener schon wieder ein paar Golddukaten. Da werden halt ein bissl mehr Steuern eingehoben und an uns Fürsten verteilt, schon rennt das Werkl wieder. Und wegen dem Tunnel brauchst dir gar keine Gedanken machen. Hat doch der ehemalige Herr Minister für Verkehrswesen selbst angefordert, dass er unbedingt gebaut werden muss. Immerhin können wir dann bald von der Adria bis an die Ostsee fahrn. Das wird die wichtigste Verbindung in Europa überhaupt.

Vovis: Ja theoretisch. Aber wennst heutzutag von Villach mit der Eisenbahn nach Udine fahrn willst – das sind grad einmal 130 Kilometer –, bist mindestens sechs Stunden unterwegs (wennst nicht um fünf in der Früh fahrn magst – da geht's schneller ...). Wer soll denn bei dem Tempo bis an die Ostsee woll'n?

Dörfli: Nur weil die Katzlmacher nicht mehr rüberfahrn zu uns. Das wird schon noch, spätestens in 100 Jahr machen wir dann Wochenendausflüge nach Ostpreu... Danzig mein ich. Hätten's die Semmeringbahn damals nicht baut, wir würden hierzuland noch immer auf den Bäumen leben. Da muss man halt ein bissl in die Zukunft investieren.

Vovis: Ja eben die Zukunft ... während wir da Stollen graben, reichen die Finanzen für unsere Familien und die Universitäten nicht mehr aus. Wenn wir demnächst unsere Bergbau-Universität in Leoben zusperren müssen, dann wissen wir in 100 Jahr nicht mehr, wie man so einen Stollen überhaupt anlegt ...

Dörfli: Du lasst dich aber auch leicht anstecken von deinen rotmützigen Verwandten in der Kaiserstadt ... Wir Kärntner warn immer noch gscheit genug, um die Wiener über's Ohr zu haun, während sie sich nach wie vor für was Besseres halten. Dazu brauchen wir keine Universitäten nicht. Und solang da einmal ein paar Hunderter Teuerungsausgleich, dort ein Führerscheintausender drin ist, oder das Müttergeld! Solang werden auch die Kärntner Familien nicht Not leiden. Und wenn's einmal knapp worden ist, mit'm Geld, haben die Bonzen in der Hauptstadt immer noch was rüberwachsen lassen. Die können uns ja auch nicht untergehn lassen. Sonst würden wir sie ja unweigerlich mit in den Abgrund reißen.

Vovis: Ja, solang meine Haberer da an den Schalthebeln sitzen, hab ich auch keine Angst. Aber ob das ewig so bleibt? Drüben, in Deutschland zum Beispiel, da wollen's ja einen unterirdischen Bahnhof bauen, mit allem drum und dran, und was passiert? Das Volk rebelliert! Und die Grünmützen, die offenbar allesamt Bergbaufeinde sind, werden auf Händen getragen. Da kann man nur hoffen, dass unsere Grünmützen weiter so unfähig und die Untertanen so brav bleiben.

Dörfli: In meinem Land brauch ich mir da keine Sorgen machen! Aber hast schon recht. Wir sollten drauf schaun, dass wir von den Wienern nicht so abhängig sind. Reden wir doch noch einmal mit dem St. Prölltner, der is doch auch der Onkel vom Staatsschatzkanzler – der soll ein bisserl drauf schaun, dass wir Landesfürsten da nichts zu befürchten haben. Ein paar Garantien auf Lebenszeit, ein bissl mehr Autorität ... damit da auch in Zukunft nichts schief gehen kann. Das ist ja auch in seinem Interesse.

Vovis: Da schaut er schon drauf, da kannst dir sicher sein. Aber ein anderes Problem hab ich mit dem: Der will mir nämlich den Semmeringtunnel nicht gönnen, weil er Angst hat, dass mein Reich dann durch die bessere Anbindung seines überflügelt und in den Schatten stellt ... Deswegen behauptet er jetzt, der Bau würd' seiner Bevölkerung das Wasser abgraben. Dabei steht ihnen das ja ohnhin jedes zweite Jahr beim Hochwasser bis zum Hals.

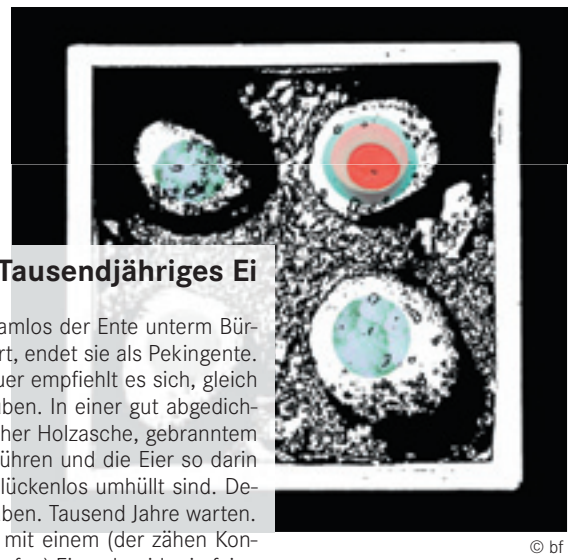
Dörfli: Na, schaut's doch, dass ihr das friedlich löst. Vielleicht kannst du ja was für ihn tun, damit er dir auch gern einen Gefallen macht. Hat der nicht auch ein bisserl Turbulenzen mit seinem Landesschatzhaus? Vielleicht kannst ihn da ja moralisch ein bisserl unterstützen, ihm den Rücken stärken. Du hast ja doch noch eine relativ weiße Weste ... Wir Landesfürsten müssen halt zamhalten, damit nicht alles drunter und drüber geht.

Eingelullt durch die Kleingeistigkeit des Gesprächs fiel unsere Wanze an dieser Stelle doch in ihren wohlverdienten Winterschlaf. Hoffen wir, dass sie rechtzeitig zur nächsten Ausgabe wieder erwacht und den Weg zur Erdoberfläche findet, um sich mit frischem Elan neuen Lauschangriffen zu widmen.

Text: va
Illustration: mf
Fotos: hh

die Kochecke

Diesmal: Tausendjähriges Ei



© bf

Pro Portion 1 frisches Entenei schamlos der Ente unterm Bürzel wegziehen – wenn sie sich wehrt, endet sie als Pekingente. Wegen der langen Zubereitungsdauer empfiehlt es sich, gleich 80–100 Enten auf einmal zu berauben. In einer gut abgedichteten Holzkiste einen Brei aus frischer Holzasche, gebranntem Kalk, Kochsalz und Pferdeharn anrühren und die Eier so darin einlegen, daß sie von allen Seiten lückenlos umhüllt sind. Deckel auf die Kiste, im Garten vergraben. Tausend Jahre warten. Anschließend ausgraben, schälen, mit einem (der zähen Konsistenz wegen am besten sehr scharfen) Eierschneider in feine Spalten schneiden und geschmackvoll auf Porzellantellerchen anrichten.

Die Konfuzianer legten stets Wert auf Familientradition und lückenlos dokumentierte Ahnentafeln. So erhielt sich in China das Wissen, wo die Enteneier der Nördlichen Song-Dynastie (960–1126) begraben liegen, über mehrere Dynastiewechsel hinweg und überdauerte sogar Maos Kulturrevolution. (Wenn Sie hier im Westen welche einlegen wollen, vererben Sie Ihren Nachfahren im Jahr 3011 am besten nach Piratenart eine Landkarte mit Kreuzchen. Aus Pergament, mit Siegel – dann haben die gleich noch eine wertvolle Antiquität.) Also, wenn Sie nicht auf Ihre eigenen warten können, kriegen Sie die Eier auch im Chinaladen. Aber hüten Sie sich vor Fälschungen. Angeblich kursieren in China Eier, die höchstens hundert oder zweihundert Jahre alt sind, oder gar nur einige Monate. Auch wird zum Einlegen nicht immer die originale Mischung benutzt – manche ersetzen den Pferdeharn glatt durch Tee. Und schließlich nennt man in China (liegt sicher wieder mal an der Kulturrevolution) die Eier gar nicht *qianniandan* („Tausend-Jahr-Ei"), sondern *songhuadan* („Kiefernblüten-Ei", wohl weil der Dotter so ein seltsames blumenkohlartig strukturiertes Graugrün annimmt), „Farbenpracht-Ei" (*caidan*, weil so schön bunt innen) oder schlicht *pidan* „Leder-Ei" (kein Kommentar).
Chinesischen Medizinern zufolge schützt der Verzehr von täglich 2–3 Tausendjahr-Eiern vor Bluthochdruck, senkt den Cholesterinspiegel, erhöht Appetit und Sehschärfe und ist gut für die Leber. Was könnte uns da noch abhalten?
Na ja. Der Geschmack vielleicht.

caru

ZURÜCK IN DIE ZUCHTKUNST

Der Verein Arche Noah kämpft seit 20 Jahren für die Vielfalt der Kulturpflanzen. Geschäftsführerin Beate Koller erklärt im Gespräch mit dem Bagger, warum Biodiversität nicht nur eine Frage des Geschmacks, sondern auch der Ernährungssouveränität ist.

Laut Weltgesundheitsorganisation ist die Vielfalt der Nutzpflanzen im letzten Jahrhundert drastisch geschrumpft. Vor 20 Jahren hat sich angesichts dieser Entwicklung der Verein Arche Noah formiert und der Erhaltung dieser Vielfalt verschrieben. Warum führt ihr diesen Kampf?
Beate Koller: Zum einen sind Menschen vom Verlust der Vielfalt persönlich betroffen: Viele Leute kennen und vermissen Obstsorten, Gemüsearten oder Kräuter, die sie früher einmal geschmeckt haben, die es aber so nicht mehr zu kaufen gibt. Gerade private GärtnerInnen wollen sich oft selber mit einer großen Vielfalt versorgen, um mehr Geschmäcker in ihre Küche zu holen. Wir hatten vor Kurzem eine Kürbisverkostung mit 150 Sorten, darunter 30 verschiedene Butternut-Sorten, – und alle waren sie geschmacklich etwas anders – wie beim Wein! Das flößt einem schon Respekt vor der Sortenvielfalt ein.

Welche Schritte setzt die Arche Noah?
Wir vermitteln für BäuerInnen und private GärtnerInnen Saatgut und Pflanzen, wollen aber auch im Einkauf eine größere Vielfalt an fertigem Gemüse ermöglichen. Der erste Schritt ist, bedrohte Kulturpflanzen, die nicht in die Logik der industriellen Landwirtschaft passen, einmal abzusichern. Der nächste Schritt muss sein, diese Pflanzen wieder unter die Menschen zu bringen. Dafür sind auch Hausgärten jeder Größe, sogar Balkongärten, ein wichtiger Lebensraum. Es ist sehr wertvoll, wenn Menschen in der Stadt plötzlich beinahe vergessene Pflanzen wieder anbauen oder Saatgut davon gewinnen und zu MultiplikatorInnen werden.

Also ein Kampf um den Geschmack?
Es geht uns auch um die geschmackliche Komponente, aber nicht nur: Die biologische Vielfalt ist eine wichtige Grundlage für unsere Ernährung und ist ebenso wichtig für die kulturelle Vielfalt, mit der sie verbunden ist.

Welche kulturelle Bedeutung hat denn eine Vielfalt der Nutzpflanzen?
Die Pflanzen haben eine zehntausend Jahre alte Geschichte mit uns Menschen hinter sich, man kann durchaus von einer Koevolution sprechen. Dieser gemeinsamen Geschichte verdanken wir einerseits ein großes Know-how beim Anbau oder der Zubereitung. Aber die Kulturpflanzen sind längst auch fester Bestandteil unserer Kultur. Nicht nur weil die Pflanzen über die Jahrtausende den lokalen Begebenheiten sehr gut angepasst wurden, sondern auch weil um diese Pflanzen sehr viel Kultur gewachsen ist, weil sie in Begriffe oder Feste eingebunden wurden. Vielfalt der Pflanzen bedeutet auch kulturellen Reichtum.

Wie kann die Vielfalt der Kulturpflanzen zur Lebensmittelsicherheit beitragen?
Ein genetischer Reichtum ist zunächst besonders wichtig, um wieder zu einer Landwirtschaft zu finden, die mehr mit der Natur und nicht gegen diese arbeitet. Dafür brauchen wir ganz dringend eine große Biodiversität. Die Selbstregulationsfähigkeit von einem natürlichen, lebendigen System ist viel größer als jene von labilen Monokulturen, die mit sehr viel Zusatzinput wie Pestiziden oder Herbiziden gestützt werden müssen. Es gibt zahlreiche Studien, die belegen, dass eine Landwirtschaft, die auf vielen Sorten basiert, weniger anfällig gegenüber Wetterkapriolen, Schädlingen und Krankheiten ist und damit auch weniger chemischen Input benötigt. Wir wissen allein schon aus Gründen der Energieknappheit, dass wir uns eine Landwirtschaft, die so viele Ressourcen braucht, nicht für immer leisten können.

Ist eine andere Landwirtschaft möglich?
In den Ländern des Südens ist das schon jetzt ein großes Thema und es wird auch bei uns noch wichtig werden. Der 2008 erschienene Weltagrarratbericht spricht da eine klare Sprache: Laut einer Analyse leisten nach wie vor die KleinbäuerInnen den größten Beitrag zur Welternährung. Rund 85 Prozent der Bauernhöfe weltweit sind kleinbäuerliche und nicht industrielle Betriebe. In diesen lokalen Produktionssystemen wird mit einer großen Vielfalt lokal angepasster Sorten gearbeitet. Angesichts der wachsenden Weltbevölkerung stehen wir nun vor der Frage, ob man diese lokale Produktion durch industriellen Anbau ersetzt oder eben diese kleinbäuerlichen Strukturen stärkt. Laut Weltagrarrat haben wir keine Wahl: Der Bericht spricht der industriellen monokulturellen Landwirtschaft die Fähigkeit ab, den Hunger aus der Welt zu schaffen. Aber auch in unseren Breiten sollte man sich mit Pflanzen beschäftigen, die derzeit nicht so markttauglich sind. Denn es gibt durchaus auch Sorten, die mit einer gewissen Anstrengung wieder marktrelevant werden könnten, zumindest für Nischenmärkte, die Selbstversorgung und für die Züchtung.

Wie sieht die Arbeit der Arche Noah konkret aus?
Die eine Ebene ist, Saatgut und Pflanzen zu sichern und zur Verfügung zu stellen. Das allein reicht aber nicht, wenn man nicht das Wissen dazu hat, wie man damit umgeht, wie man die Pflanzen richtig anbaut und sie zubereitet. Da setzt die Bildungsarbeit an, im Arche Noah Schaugarten, bei Führungen, Seminaren, Vorträgen und unseren Lehrgängen. Bei Saatgutlehrgängen beispielsweise bringen wir Bauern und Bäuerinnen den Anbau vergessener Pflanzen näher, entwickeln gemeinsam Vermarktungsideen usw.

Wie kommen eure Bemühungen an?
Die Lehrgänge, speziell für Bauern und Bäuerinnen, werden mittlerweile in fast allen Bundesländern ziemlich stark nachgefragt. Dadurch entsteht auch ein Netzwerk von Leuten, die Erfahrungen austauschen können. Das ist sehr wichtig, weil es nicht besonders viel Literatur oder Forschungsergebnisse in diesem Bereich gibt. Da kann die Arche Noah eine sehr nützliche Vermittlerrolle einnehmen. In diesem Netzwerk wird sehr viel Information ausgetauscht. Wenn Erfahrungen weitergegeben werden, profitieren alle.

Welche Unterstützung bekommt die Arche Noah von der Politik?
Was die „späte Phase“, vor allem das Marketing entwickelter Produkte anbelangt, gibt es Fördermöglichkeiten. Schwieriger ist die Arbeit im Vorfeld, beim Erhalt der Sorten, die jetzt noch nicht als fertige Produkte vermarktbar sind. Beispielsweise bekommen wir für unsere eigene Sammlung überhaupt keine öffentlichen Förderungen. Dass man nach Ansicht von Arche Noah nicht nur auf dieser Marketingebene ansetzen sollte, habe ich auch Herrn Minister Berlakovich schon mitgeteilt. Bei der Arche Noah sind aber ohnehin die Mitglieder der Motor, weil sie selber die Mittel aufbringen und Arbeit daran setzen, das Anliegen durchzusetzen.

Über welche Erfolgserlebnisse kann sich die Arche Noah freuen?
Wir haben jahrelang mit Erdbeersorten gearbeitet und dabei auf die Mieze Schindler, eine alte, hocharomatische Erdbeersorte, als Botschafterin gesetzt, um zu erklären, worum es geht. Das hat sich bis zu einem gewissen Grad durchgesetzt, allerdings zunächst noch auf der Ebene von Feinkost und Spitzengastronomie, weil es schwierig ist, diese Beere in großen Mengen zu produzieren. Wir haben außerdem schon vor 20 Jahren sehr viel mit Kürbissen gearbeitet, als das bei den Konsumenten noch „Saufuata“ war. Da waren bestimmt auch Steine, die wir ins Rollen gebracht haben. Und ein Arche Noah-Mitglied hat die Kerbelrübe wieder in den Anbau gebracht, eine Pflanze mit einer langen Geschichte in Österreich: Im 16. Jahrhundert beschrieb sie schon der Gelehrte Clusius, irgendwann jedoch geriet sie ganz in Vergessenheit. Dank der Zusammenarbeit des Netzwerkes von Arche Noah hat ein Bauer tatsächlich wieder angefangen, diese Kerbelrübe anzubauen. Inzwischen ist diese Knolle zwar immer noch sehr rar, aber man kann sie bereits wieder vereinzelt kaufen – nachdem sie bereits vollständig vom Markt verschwunden war.

Wichtig ist uns bei unserer Arbeit aber immer eines: Die Arche Noah will nicht den Status quo erhalten, sondern dynamische Prozesse anstupsen, dass sich in Zukunft neue Vielfalt entwickeln kann. Die Erhaltung der aktuellen Vielfalt ist etwas, was wir jetzt tun müssen, weil es sonst verloren ginge. Und wir eine wichtige Lebensgrundlage verlieren würden.

Interview: mei
Foto: gil

Homepage:
http://www.arche-noah.at

WIE SICH ERDE GUT TRINKEN LÄSST

Bisher ist dem Winzer des Weinguts „Kloster am Spitz“ noch kein gleich wohlklingendes deutsches Wort für „Terroir“ eingefallen, was ihn nicht daran hindert, den Begriff vom Podest auf den Boden zu holen. Eine Entmystifizierung.

Gekostet hat er sie noch nie, die Erde von seinen Weingärten, mitten am burgenländischen Leithaberg. Dennoch weiß Thomas Schwarz genau, wie sie schmeckt. Er braucht nur einen seiner Weine zu trinken. Der 38-Jährige sitzt in seinem Verkostungsraum, sinkt zurück in den Sessel und schenkt sich ein Glas, nein, nicht Wein, sondern Rosé-Sekt ein. Am langgezogenen Tisch zeugen leergetrunkene Weingläser und offene Flaschen von der eben zu Ende gegangenen Verkostungsrunde. Ehe er zu erzählen beginnt, klopft es erneut an der Tür: Weinkäufer. Es ist Samstag. Wenn andere längst ihre Wochenendfreizeit genießen, sich vielleicht eine gute Weinflasche aufmachen oder ihre Lieblingswinzer besuchen, ist Thomas Schwarz mitten in der Arbeit.

Zu der gehört es auch, sich den Boden im Weingarten genau anzusehen – und möglichst oft daran zu riechen: „Das vermittelt einen relativ guten Eindruck vom Boden“, erklärt Thomas Schwarz. Wie ein guter Boden riecht? „Nach Schwammerln. Oder Blumenerde. Wenn ich einen guten Boden rieche, dann will ich Leben riechen. Ein Boden ohne Leben, ohne Pilze, riecht nur nass und modrig. Wie wenn man Schotter oder Sand riecht.“ Als sich Gérard Depardieu einen Ort schuf, wo er nicht Schauspieler, sondern „nur“ Winzer sein konnte und ein Weingut in Frankreich zulegte, hatte er seine ganz eigene Methode, um die Qualität des Weingartens festzustellen: Er aß eine Handvoll Erde. Denn der Geschmack des Bodens verrät, wie eisenhältig, wie kalkhältig, wie feuchtigkeitshältig er ist, wie sich die Weinreben entwickeln und im Endeffekt, wie der Wein im Glas schmeckt – das „Terroir“ des Weines.

Geschmack der Erde

Was viele als „Terroir“ bezeichnen, hört Thomas Schwarz weniger gerne: „Terroir ist fast schon ein Unwort.“ Für ihn mystifiziert die französische Bezeichnung einfache Gegebenheiten: „Im Endeffekt ist Terroir ein Sammelbegriff für all die Umstände, die zuständig sind dafür, warum etwa ein Wein dort, wo er wächst, so schmeckt, wie er schmeckt. Boden, Umgebung, Neigung, Windeinfluss – alle natürlich gegebenen Umstände.“ Zerlegt in seine kleinsten Einheiten bedeutet das: Jeder Rebstock, jede Blume hat sein oder ihr eigenes Terroir. Ein Weingarten mit 200–300 Meter Länge besitzt demnach genau genommen nicht nur ein Terroir. Außer es handle sich um einen gleichmäßigen Hang mit gleichmäßiger Bodenauflage, so Thomas Schwarz: „Bei uns im Leithaberg gibt es Stufen, einmal ist der Boden fetter, dann wieder steiniger, manchmal sandiger, weiter oben wieder fetter.“ Dennoch lässt sich ein Grundgeschmack feststellen: „Die Weine sind prinzipiell, egal ob Rot oder Weiß, nicht plump, ausladend, weder in Richtung einer Fruchtexplosion noch in zu viel Üppigkeit mündend, sondern elegant, unaufdringlich und mineralisch. Du schmeckst die Gegend und den Boden. Wenn man sich auskennt.“

Glimmerschiefer und Leithkalk, ein Muschelkalkgestein, sind die beiden bestimmenden Bodenbestandteile, die den Geschmack der Weine am Leithaberg leiten. „Muschelkalk“ nennt Thomas Schwarz auch einen seiner Weißweine und verweist damit auf jene Zeit, als das kleine Binnenmeer der BurgenländerInnen auf ein Vielfaches ausgedehnt war und das Urmeer Tethys die pannonische Tiefebene bedeckte. Das Leithagebirge war der zugehörige Strand, damals naturgemäß um einiges höher als heute. Dem Namen „Gebirge“ wäre es damit wohl tatsächlich gerecht geworden. Heute reicht der mit viel Laubwald überzogene Bergrücken von 30 Kilometer Länge gerade einmal 440 Meter in die Höhe.

Wenn Thomas Schwarz davon spricht, wie Wein nach seinen natürlich gegebenen Umständen schmeckt, dann schließt dies vor allem auch die Kellertechnik mit ein, besser gesagt: die Kellernichttechnik. Denn das Gegenteil von Terroir ist für den Winzer eine standardisierte, großindustriell aufgesetzte Produktion, wo technische Geräte, die oft aus der Getränkeindustrie kommen, dem Wein ihren Stempel aufdrücken. Genauso gut vermeidet er Holzdominanz im Geschmack, verwendet keine Barrique-Fässer und ansonst möglichst gebrauchte, „weil ich diesen Neuholzgeschmack nicht im Wein haben will und damit die Traube die Chance hat, sich selber in der Flasche darzustellen.“

Das war nicht immer so. „Früher haben wir genau das Gegenteil gemacht, zum Beispiel kurz vergoren, viel umgemischt mit irgendwann unzufriedenstellenden Ergebnissen. Heute gärt der Wein auf der eigenen Hefe, wird weder beheizt noch gekühlt, steht, zumindest beim Rotwein, relativ lange auf der Maische, damit er sich langsam, mit wenig Bewegung möglichst viel herausholen kann.“

Mit 2005, als er das Weingut „Kloster am Spitz“ von seinem Vater übernommen hat, begann er auf Bio umzustellen, seit 2008 darf er seine Weine offiziell als Bio zertifizieren. Keine einfache Umstellung, wie er erzählt, aber eine, die ihn näher zum Boden gebracht hat und zu dem, was die Pflanzen wirklich wollen.

Der Pflanzenversteher

„Im Endeffekt will die Rebe nichts anderes machen als: wachsen, blühen, Beeren produzieren, Samen, die reif werden, Ende.“ – Woran Thomas Schwarz sie keinesfalls hindern möchte. Seine Weinbauphilosophie besteht darin, möglichst wenig in natürliche Prozesse einzugreifen. Früher wurden mittels Nährstoffanreicherung im Boden Impulse für die Pflanzen gesetzt, die, wie er heute weiß, für den Geschmack des Weines kontraproduktiv waren: „Vor zwanzig Jahren haben wir der Rebe das ganze Jahr über gesagt: wachse, wachse, wachse.“ Die Folge: dünnheutige Trauben, die anfälliger werden für gerade jene Pilze, die dünne Traubenschalen lieben: Bortrytis und Mehltau beispielsweise. Heute bedeutet Bodenbearbeitung für Thomas Schwarz in erster Linie eines: Bodennichtbearbeitung, wie bei der Kellertechnik. Mit dem Ergebnis, dass die Trauben nicht nur wachsen müssen, sondern genügend Zeit zum Reifen haben – und so dickere Schalen, stabilere Trauben ausbilden können. Der Mehltau ist dennoch ein großes Problem, in gewisser Weise aber auch ein erwünschtes: Hat man früher versucht die Trauben vor sämtlichen Krankheiten durch Spritzmittel mit Langzeitwirkung zu schützen, setzt Thomas Schwarz heute im Bio-Betrieb seine Trauben durchaus einer „gesunden Abhärtung“ aus: „Das ist bei uns Menschen nicht anders: Wenn ich das ganze Jahr im Pelzmantel herumrenne und dann ist es einmal kalt und ich habe meinen Pelzmantel gerade nicht an, muss ich sterbenskrank ins Spital gehen.“ Die Trauben von Thomas Schwarz kommen ohne Pelzmantel aus, werden bewusst einem gewissen Infektionsdruck überlassen, der sie dafür umso stabiler macht. Ein Balanceakt, eine Grenze, die jedes Jahr neu gefunden werden muss: „Das ist für mich die allergrößte Kunst im Weinbau, dass man die Rebe immer an diesem Limit bewegt zwischen ‚gib mir noch etwas und ich lasse dich leben‘ – und ich glaube, so bekommt man den besten Geschmack.“

Text: ger
Foto: Sabine Jellasitz

Homepage
http://weingut.klosteramspitz.at

BEFRAGEN SIE DIE STERNE MIT MADAME CRYSTAL

© matt

Ackermann/-frau

Sie ernten natürlich gern, was Sie gesät haben; besonders dann, wenn’s eine ordentliche Rendite gibt! Und wenn Sie Ihre Ernte eingebracht haben und überlegen, wie Sie den Ertrag am besten aufteilen, dann handeln Sie wie gewohnt nach dem Motto: Nur keine falsche Bescheidenheit! Nehmen Sie sich, was Ihnen zusteht, also den größten Sack mit den dicksten Erdäpfeln. Schmeißen Sie gleichzeitig ein paar Knechte raus; dann werden alle gehörig Respekt haben. Niemand wird sich trauen, Sie für die neue Umfahrung zum Einkaufszentrum Unterrupperskirchen Ihres Landes zu enteignen.

Wenn das Jahr wegen ungünstiger Bodenverhältnisse, schlechten Düngers, Erdrutsch oder dgl. einmal nicht so gut läuft, sollten Sie das mit der falschen Bescheidenheit aber ausnahmsweise wörtlich nehmen und großzügig auf Ihren Erdäpfel-Bonus „verzichten“, auch wenn in Wirklichkeit eh gar nix übrig geblieben ist; was übrigens ja keiner so genau wissen muss. Tun Sie deshalb in Ihre Bilanz einfach auch die Erdäpfel hinein, die Sie eigentlich für die Aussaat nächstes Jahr vorgesehen haben. Dann schaut das gleich nach mehr aus. Und Vorsicht vor fauligen Erdäpfeln! Diese tunlichst nicht einlagern.

© matt

Sensenmann/-frau

In Zeiten der Automatisierung scheint sich ja niemand mehr für ehrliches, traditionelles Handwerk zu interessieren. Das Modestiefelchen kommt vom Schuhindustriefließband, die Stereoanlage vom Elektronikdiskonter und der Lampenschirm vom Möbelbilligsdorfer; nach einem Jahr schmeißt man alles wieder weg und deckt sich mit neuem Klumpert ein, weil davon dank 24-h-Schicht in der Fabrik eh so viel da ist und das dank optimaler Standort- und Wettbewerbsbedingungen ja alles nix mehr kostet.

Vor diesem Hintergrund scheint die Zukunft Ihrer zugegeben etwas altertümlich anmutenden Profession wahrlich etwas fraglich. Aber kein Grund zur Verzweiflung, lieber Sensenmann, Ihre Dienste als Schnitter sind noch immer gefragt: Täglich sterben genug Leute, die einen an Über-, die anderen an Unterernährung, jene an Flutkatastrophen, diese an Cholera, und wieder andere hauen sich gegenseitig die Schädel ein. So schnell wird sich das auch nicht ändern, wie ein Blick in die Zukunft zeigt. Seien Sie also frohen Mutes und lassen Sie den Dengel sausen! Oder Sie leisten sich endlich einmal eine Motorsense.

Horoskop

BEZIEHUNGSARBEIT

Die Geomantie sucht nach Erklärungen für die unsichtbare Kommunikation zwischen Menschen und bestimmten Orten. Eine aktuelle wissenschaftliche Studie bringt Erkenntnisse ein Stück näher.

Jeder Krise ihre Therapie. Für den entsprechenden Kitt in zwischenmenschlichen Beziehungen sorgt Paartherapie oder Mediation. Feng Shui wird für eine harmonische Begegnung in Wohn- und Lebensräumen zu Rate gezogen. Aber da es gar nicht notwendig ist, eine ostasiatische Fernbeziehung zu führen, wenden wir uns der Beziehungsarbeit zwischen heimischem Boden und seinen Bewohner/innen zu.

Diese Kommunikation zwischen Mensch und seiner Landschaft wird Geomantie genannt. Deren Wortzusammensetzung, „geo“ und „mantie“, geht einerseits auf die griechische Göttin Geia zurück, die die Erde repräsentiert. Den Begriff finden wir auch in anderen Disziplinen wie „Geologie“ oder „Geografie“, wo die Erde in ihrer Gesamtheit als Wesen verstanden wird. „Mantie“ bezeichnet andererseits die Manten, die Orakelpriesterinnen in Delphi, die die Fähigkeit besaßen, die Wesenskräfte der Erde wahrzunehmen. Die Geomantie leistet neben der Wahrnehmung von so genannten Energiefeldern ebenso Beziehungsarbeit im Sinne einer Kommunikation mit der Landschaft. Dazu Erwin Frohmann, Professor für Landschaftsarchitektur an der Universität für Bodenkultur (Boku) in Wien: „Der Mensch steht nicht nur als ökologischer Bestandteil, sondern auch in psychologischer Verbindung mit der Erde. Die Pflege und Harmonisierung von Orten ist wie die Persönlichkeitsbildung ein zentraler Aspekt der Geomantie. Sie versteht die Erde als ein Lebewesen mit seelisch-geistigen Qualitäten und nicht nur als materielle Erscheinung.“ Ihre Wurzeln gehen auf keltische Ursprünge zurück. Unsere Vorfahren hatten dieses Wissen um die Kraft, die in der Erde lebt. An manchen Orten verdichten sich die natürlichen Energieströme an der Erdoberfläche, worauf bestimmte Bauten und Stätten entstanden sind und heute noch davon zeugen. Im Zuge der Christianisierung wurden heidnische Kultplätze meist zu Kirchen umgebaut.

Unsichtbarer Zwischenraum

Ist es für mich und mein Wohlbefinden ausschlaggebend, ob ich mich auf einem Schrottplatz oder auf dem Gipfel eines Berges befinde? Oder ist es sowieso klar, dass ich lieber durch einen mit gepflegten Wegen, Pflanzen und Teichen angelegten Park gehe als auf dem verkehrsreichen, stressigen Wiener Gürtel? Hier entsteht ein unsichtbarer Zwischenraum, in dem sich irgendetwas befindet. Aber was? Die Geomantie bezeichnet diese Resonanzräume als Energiefelder, die in unterschiedlichen Kräften auf der Erdoberfläche wirken. Mit ein wenig Übung kann jede und jeder mit der Landschaft in Verbindung treten, seine Wahrnehmung an ihr schulen oder sich einfach nur wohl fühlen an harmonischen Orten.

Wirklich jede/r? Was muss man für ein Mensch sein, sich näher mit Geomantie zu befassen? Ein religiöser? Ein esoterischer? In erster Linie kein rein rationaler. Eine gewisse Bereitschaft zur Öffnung für dieses umfangreiche Thema gehört sicherlich zur Voraussetzung. Es mag befremdend wirken, wenn im Park plötzlich Menschen mit geschlossenen Augen im Kreis stehen, die sich an den Händen halten und Töne und Laute von sich geben. Oder wenn an einem Platz rituell ein Licht entzündet wird und Männer wie Frauen meditierend um einen Stein sitzen, in den Zeichen und Muster eingearbeitet sind. Geomantie ist auch eine Kunst und wird – gleich Land-Art – hinaus ins Freie getragen. Dorthin, wo sich so genannte Energiefelder auf natürliche Weise verdichten und höhere Konzentration vorhanden ist. Geomanten und Geomantinnen setzen in ihrer Tätigkeit Maßnahmen, um Landschaft in Harmonie und Gleichgewicht zu bringen. Da ihrer Auffassung nach auf dieser Welt nichts ohne Resonanz bleibt, schafft der Mensch dies gleichermaßen in sich selbst. Das geschieht nicht nur auf passive Weise, sondern auch aktiv, indem Menschen einen Ort aufladen, wenn sie dort eine längere Zeit beispielsweise meditieren, „sich erden“, wie es auch heißt.

Manche Menschen finden den Weg zur Geomantie, weil sie damit ihrem Leben einen tieferen Sinn geben wollen, der über die alltägliche Arbeit hinausgeht. So gelangte Sybille Mikula vor zehn Jahren zu „Geomantie Wien“, einem lose strukturierten Verein, zu dem Interessierte jederzeit kommen können. Die gebürtige Hamburgerin ist Teil der Kerngruppe, die sich um alles Organisatorische kümmert. Auf die unterschiedlichen Orte gestoßen ist der „Verein für geomantische Landschaftspflege“ in erster Linie durch die Inspiration des slowenischen Bildhauers Marko Pogačnik, der vor allem als Land-Art-Künstler internationalen Ruf genießt und mit dem 1995 erschienenen Buch „Schule der Geomantie“ ein maßgebendes Werk verfasst hat. Im Jahre 2008 hat er dieses Grundlagenwerk neu erarbeitet und den veränderten Gegebenheiten damit Rechnung getragen. „Er hat uns besondere Energiefelder in Wien gezeigt, die er kraft seiner menschlichen Sensibilität, also ohne radiästhetische Werkzeuge, fand.“ In der Geomantie werden keine Wünschelruten oder Pendel verwendet, sondern einzig der Mensch dient als Messgerät für diese Qualitäten der Atmosphäre. „Wir haben die Orte dann gepflegt“, führt Mikula weiter aus, die in ihrem Büro ihrer Altbauwohnung auch als Energetikerin und Astrologin arbeitet. Pflege nicht im Sinne von Rasen mähen, Beete umstechen etc., sondern auf spirituelle Weise. „Wir kümmern uns um die energetische Ebene der Stadt.“ So zum Beispiel beim Mahnmal für die Opfer des Faschismus bei den Steinhof-Gründen. „Das Ganze ist eine immense Persönlichkeitsbildung, wenn man dafür offen ist. Wenn man die spirituellen Ohren aufsperrt, dann erfährt man, dass alles Lebendige kommunizieren kann.“ Und man kann es glauben oder nicht, fügt Mikula hinzu, denn die Zweifel, ob das, was man wahrnimmt, Wirklichkeit oder Einbildung ist, hören auf, sobald man das Kommunizierende erlebt hat.

Geomanten und Geomantinnen gehen Energieströmen auf der Erdoberfläche nach und spüren Orte auf, an denen sich Energiefelder verdichten. Esoterischer Humbug? Fantasiegebilde? Einbildung und Scharlatanerie?

Wissenschaftlich

Es gibt keine Möglichkeit, außer das Wesen Mensch selbst, Energiefelder in der Landschaft zu messen. „Noch nicht“, wendet Erwin Frohmann ein, der sich im naturwissenschaftlichen Kontext mit Geomantie auseinandersetzt, „aber ich als Wissenschaftler kann mit Herzfrequenzmessungen oder über sozialwissenschaftliche Zugänge indirekt die Geomantie bearbeiten.“ Frohmann ist Wissenschaftler und Geomant auf der Suche nach den unsichtbaren atmosphärischen Dimensionen. „Wissenschaftlich ausgedrückt spreche ich von einer introspektiven Raumwahrnehmung.“ Diese Methode zur Erfassung der Identität eines Ortes ist eine wesentliche. Dabei ist von Bedeutung, welche körperlichen Reaktionen, Gefühlsreaktionen, Bilder oder Farbassoziationen die Landschaft im Menschen auslöst. In weiterer Folge kommen Intuition und Inspiration dazu.

Wie ist die wissenschaftliche Lehre auf der Universität vereinbar mit der scheinbar nicht belegbaren Geomantie, die als esoterische Linie gesehen wird? Ist dies ein Widerspruch?

In einer aktuellen Studie unter dem Titel „Psychophysiologische Effekte atmosphärischer Qualitäten der Landschaft“ (März 2010), die in der „Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen“ erschien, bestätigen Frohmann und ein Team an Wissenschaftlern die Annahme, dass „jeder Ort eigene Stimmungsbilder und Assoziationen erschafft und über das Zusammenspiel von Formen, Farben und Klängen raumspezifische Atmosphären ausbildet. Mehrere Studien weisen auf die unterschiedliche Wirkung von urbanen Räumen und ländlich bzw. naturräumlich geprägten Landschaften hin.“ Mit Hilfe des Messgeräts „Heartman“ (eine Art EKG) versammelte sich eine Schar Menschen an bestimmten Untersuchungsorten (bei einem Wasserfall, in einem Wäldchen und in einer Steinlandschaft), an denen sie „mit geschlossenen Augen in kontemplativer Ruhe und immer in der gleichen Körperhaltung“ ihre Aufmerksamkeit nach innen richteten. Dabei mussten sie ihre gedankliche und emotionale Aktivität auf ein Minimum zurückdrehen. Die Ergebnisse zeigten „an den drei Untersuchungsorten in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Raumqualitäten der einzelnen Landschaftsräume“ beachtliche Unterschiede: So war die Herzfrequenz beim Wasserfall um sechs Herzschläge pro Minute höher als im Wäldchen. „Es wurde damit“, so der Grazer Erwin Frohmann weiter, „wissenschaftlich nachgewiesen, dass bestimmte Orte den körperlichen Puls aktivieren können.“

Und wie weit lässt sich die universitäre Lehre auf die Geomantie ein? „Es ist ein Freifach, das einmal pro Jahr stattfindet. 15 Studierende sind dafür offen, verpflichtet wird niemand.“ Frohmann holt weiter aus: „Wir haben auch vom Institut aus geomantische Studien gemacht, die von der Stadt Wien in Auftrag gegeben wurden. Die Seestadt Aspern, das derzeit größte Stadtentwicklungsprojekt in Europa, wurde untersucht.“

Egal welche Stimmungen mit bestimmten Orten in Verbindung gebracht werden, kann unbestritten gesagt werden, dass sich in mir etwas regt, also sprich: Ich als Mensch muss mit der Erde und der Landschaft, in der ich mich aufhalte, eine Beziehung haben. Dass diese Beziehung immer vorhanden ist und weiter erlernt und verfeinert werden kann, davon geht die Geomantie aus. Sie sucht Erklärungen dafür, was sich in diesen unsichtbaren Dimensionen abspielt, und nimmt als eine Grundthese an, der Raum bzw. die Landschaft haben Auswirkungen auf die Psyche des Menschen.

Text: gil
Fotos: Geomantie Wien

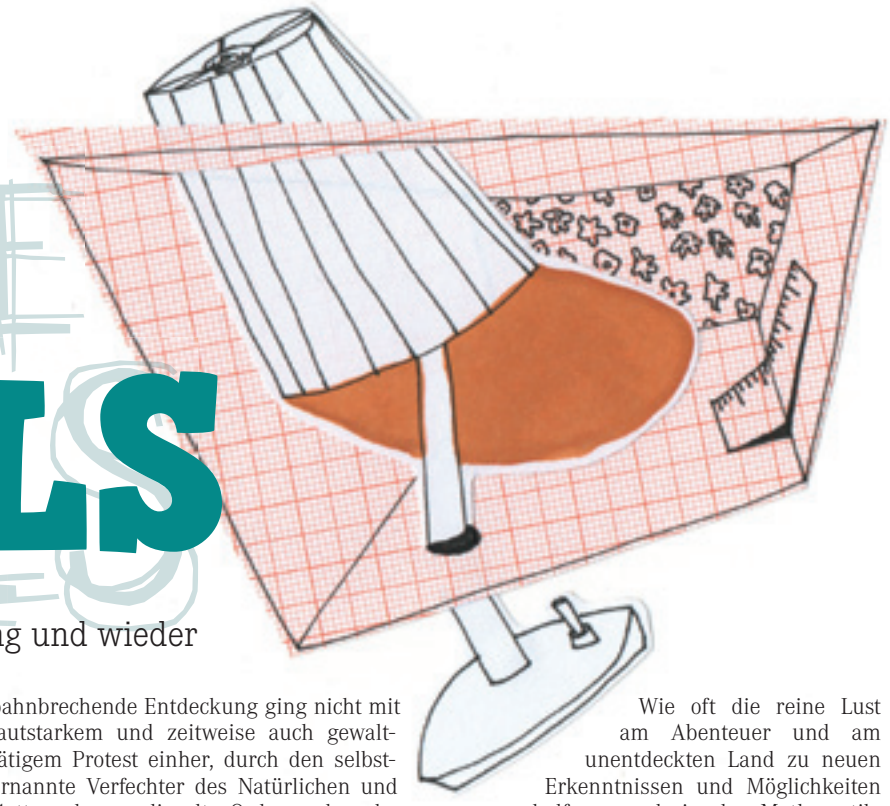
Weiterführende Infos und Links:

Zur Geomantie allgemein: Marko Pogačnik: Das geheime Leben der Erde. Die Neue Schule der Geomantie, AT-Verlag 2008.

Zur Studie: Erwin Frohmann u.a.: Psychophysiologische Effekte atmosphärischer Qualitäten der Landschaft. In: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen. Vol. 161, März 2010.

Zum *Verein für Geomantie*: www.geomantie-wien.at

BACK TO THE WURZELS



Einmal von der Erde über die Wurzel in die Höhen der Forschung und wieder zurück

Da wir uns nun einmal alle auf der Erde befinden, müssen wir dort neben leben auch wohnen. Ja, alle, denn selbst ein Obdachloser wohnt ja gewissermaßen auf der Straße, wie man sagt. Da es mit dem Autor dieses Artikels noch nicht ganz so weit gekommen ist, plant er gerade einen Umzug und wurde dabei mit der unangenehmen Tatsache konfrontiert, dass der Grundriss der neuen Wohnung zwar in einem angenehmen Maßstab (1:100) vorhanden war, die angegebenen Flächeninhalte aber leider einem verstohlenen Nachmessen mit dem Lineal nicht standhielten. Kein Problem: Wir scannen, zerren und drucken also, bis der Maßstab stimmt, damit wir die Platzierung unserer schönen (Billig-)Möbel bereits jetzt planen können. Doch wenn ein Zimmer 13m² groß sein soll, beim Nachmessen und Multiplizieren aber nur 11m² herauskommen, um wie viel müssen wir dann die Seitenlängen dehnen, um auf den korrekten Maßstab zu kommen? Nun, der Faktor ist leicht berechnet: 13/11 ergibt 1.18, doch wenn wir die Seitenlänge damit multiplizieren, hat das Zimmer plötzlich 15.4m².

Da war doch was! Natürlich: Der Faktor rechnet die Fläche um und daher müssen wir ihn gerecht auf die Seitenlängen verteilen. Wir benötigen also die Zahl, die mit sich selbst multipliziert 1.18 ergibt und das ist bekanntlich die Wurzel von 1.18, also $\sqrt{1.18} = 1.08$, wie der Taschenrechner verrät. Damit müssen wir also die Seitenlängen multiplizieren, damit wir keine bösen Überraschungen beim Einpassen der (Sperrholz-)Möbel erleben werden.

Rechenkünstler

Ein banales Beispiel und eine an sich banale Operation, die jedoch wenige Freunde unter den Nicht-Rechenkünstlern, -Ingenieuren und -Statistikern hat. Durchaus brauchbar zwar, wie das obige Beispiel zeigt, doch haben Wurzelzeichen, neben Potenzen, Summen und ähnlichem Kram, die Eigenschaft, Formeln und Gleichungen mit dem Hauch des Unverständlichen und Abstrakten zu umgeben. Zum Glück enthalten selbst die einfachsten Taschenrechner das √-Zeichen und so ist es uns möglich, die Ergebnisse von sogenannten Rechenkünstlern, die uns in diversen Fernsehshows präsentiert werden, zu überprüfen. Bei Meldungen folgender Art steigen jedoch auch wissenschaftliche Taschenrechner aus: „Im Jahre 2002 berechnete Gert Mittring (Deutschland) die 23. Wurzel aus einer 200-stelligen Zahl in 40,83 Sekunden.“ (Nachzulesen auf www.recordholders.org/de/list/roots.html)

Natürlich gehen diese „Sportler“ nach einem System vor, dennoch bedarf es jahrelangen Trainings und einer gewissen Begabung, um derartige Aufgaben in einer solchen Zeit lösen zu können. Die Frage der Sinnhaftigkeit und Praxisrelevanz ist ähnlich zu beantworten wie bei der Fähigkeit 42,195 km in 2:03:59h zu laufen, nur dass die, die es in den Beinen haben, in unserer Gesellschaft eben einen besseren Ruf genießen als die „Freaks“, die ihren Kopf benutzen. Mit Mathematik allerdings haben solche Rechenfähigkeiten natürlich nichts zu tun. Wir normale Versager, die es weder sonderlich im Kopf noch in den Beinen haben, erinnern uns zur Not noch an die Quadratwurzel von 16 oder 25 und geben bereitwillig Auskunft, dass diese 4 bzw. 5 wäre. „Nein!“, ruft Schweinchen Schlau, auch -4 und -5 sind Lösungen und betreten müssen wir ihm recht geben. Doch an eines können wir uns jedenfalls noch erinnern: Die Quadratwurzel von negativen Zahlen gibt es nicht bzw. nicht wirklich, deshalb nennt man die ja auch imaginär.

i

Schon lange vor iPhone und iPad steht der Buchstabe *i* also für etwas Mystisches und Sagenhaftes. Seit Jahrhunderten wurmte viele Mathematiker, die ja oftmals einen Hang zur Ästhetik haben, die Tatsache, dass die einfache Gleichung $x^2+1=0$ keine reelle Lösung besitzt (auch wenn man das früher nicht so formuliert hätte). Das ist im Grunde erstaunlich, da ja bereits die reellen Zahlen schon einige (genau genommen: sehr viele) merkwürdige Vertreter enthalten (erwähnt seien *e*, oder π; siehe dazu Bagger-Ausgabe 2). Doch einfach zu behaupten, dass obige Gleichung lösbar ist, indem wir die Lösung als $\sqrt{-1}$ definieren, war selbst für hartgesottene Ästheten lange Zeit ein rotes Tuch.

In der heutigen axiomatischen Form der Mathematik stellen solche Definitionen kein Problem dar, doch es waren gerade unkonventionelle Geister, die der Mathematik ihre heutige Form gaben. Was ist aber damit erreicht, dass wir eine Lösung für obige Gleichung postulieren und diese eben *i* nennen? Die Geschichte der Forschung ist auch eine Geschichte der Reaktion und kaum eine bahnbrechende Entdeckung ging nicht mit lautstarkem und zeitweise auch gewalttätigem Protest einher, durch den selbsternannte Verfechter des Natürlichen und Gottgegebenen die alte Ordnung bewahren und die Störenfriede beseitigen wollten. Dem aufgeschlossenen Geist hingegen eröffnen sich zunächst einmal neue Welten. Man betritt unbekanntes Terrain und versucht dieses zu entdecken und zu beherrschen. Einem Polarforscher oder Weltumsegler gleich, erfasst man nach und nach, auf was für ein Abenteuer man sich eingelassen hat.

Mit den komplexen Operationen als Rüstzeug begibt man sich in eine neue Welt der Ebene, in der Naturschönheiten entdeckt werden (etwa die komplexen Wurzeln in der Polardarstellung der komplexen Zahlen) und Zusammenhänge erkannt werden können, etwa die berühmte Eulersche Identität: $e^{i\pi} = -1$, in der ein Zusammenhang zwischen diesen bekannten irrationalen Zahlen hergestellt werden kann, von dem man zuvor keine Ahnung hatte. Zunächst steht also das unentdeckte Land im Vordergrund, das die Phantasie beflügelt und den Forschergeist weckt.

Zurück auf der Erde

Nach und nach wurde erkannt, dass diese scheinbar imaginäre Spielerei von einigen verwirrten Köpfen in ihrem Elfenbeinturm durchaus praktische Anwendungen hat.

Wie oft die reine Lust am Abenteuer und am unentdeckten Land zu neuen Erkenntnissen und Möglichkeiten verhalf, so auch in der Mathematik. Heute finden die komplexen Zahlen zahlreiche Anwendungen, nicht nur in der Mathematik selbst. So kommt etwa *i* in der Schrödingergleichung vor, die eine Grundlage der Quantenmechanik darstellt, weiters basiert die digitale Signalverarbeitung auf komplexen Zahlen oder sie dienen in der Elektrotechnik zur Darstellung von sinusförmigen Wechselspannungen.

Obwohl sich der Begriff imaginär gehalten hat, ist er heute ein historisches Relikt und *i* hat nicht nur für Mathematiker den Schrecken verloren. Die Wurzel von all dem sind aber eben Wurzeln (in diesem Fall von negativen Zahlen), und diese sind bekanntlich fest mit der Erde verbunden. Wer es aber noch erdiger und weniger mathematisch mag, der sei auf die britische Band „The Wurzels“ verwiesen.

Text: clr
Illustration:as t&df

Weiterführende Literatur

– im Sinne von *Baggers Konkurrenz*:
Die Wurzel, Zeitschrift für Mathematiker
(http://www.wurzel.org)

DER VIER-ELEMENTE-TEST

Test

Ich weiß nicht, ob es sich bei Ihnen auch schon rumgesprochen hat, aber: Die Weltformel ist enträtselt. Alles – aber auch wirklich alles – besteht aus vier Elementen. Der Sessel, das Wörterbuch, der Filzstift, der Kunsthonig und die Packerlsuppe – alles mehr oder weniger gelungene Mischungen aus den vier Elementen. Und halten Sie sich fest: Sie auch. Um mit dem Kunst... ach Quatsch, um mit all den anderen Sachen in Harmonie zu bleiben, sollten Sie feststellen, welches Element in Ihrer ganz persönlichen Mischung vorherrscht. Die folgenden zehn Fragen helfen Ihnen dabei. Glätten Sie Ihre Wogen, setzen Sie sich ins Warme, atmen Sie tief durch und erden Sie sich.

1. Fangen wir mit dem Offensichtlichen an. Zu welcher dieser Dreiergruppen gehört Ihr Sternzeichen?
a) Krebs, Skorpion, Fische.
b) Widder, Löwe, Schütze.
c) Zwillinge, Waage, Wassermann.
d) Stier, Jungfrau, Steinbock.

2. Jetzt etwas Esoterisches. Schauen Sie in Ihren Kleiderschrank. Welche Farben leuchten Ihnen entgegen?
a) Grasgrün, Türkis, Tiefblau.
b) Rot, Orange, Gelb.
c) Himmelblau, Nachtblau, Weiß.
d) Khaki, Dunkelgrün, Graubraun.

3. Was tun Sie als Erstes, wenn Sie morgens aufstehen?
a) Ein Glas Wasser trinken.
b) Eine rauchen.
c) Einmal um den Häuserblock laufen. Sauerstoff!
d) Aufstehen?

4. Was ist grün?
a) Algen.
b) Eine Flamme mit Kupfersulfat.
c) Wolken. Manchmal.
d) Gras.

5. Ihre bevorzugte Süßspeise im Sommer?
a) Granita.
b) Omelette Surprise. Flambiert.
c) Ein federleichtes Soufflé.
d) Sachertorte.

6. Und was trinken Sie im Winter so?
a) Schwachen Grüntee.
b) Glühwein.
c) Whisky mit Soda.
d) Starken Schwarztee mit Milch und viel Honig.

7. Welchem höheren Wesen wollten Sie schon immer mal begegnen?
a) Einer Nixe.
b) Dem Teufel.
c) Einem Elf.
d) Rübezahl.

8. Sie freuen sich unbändig. Wie zeigen Sie das?
a) Ich zerfließe vor Wonne.
b) Ich bin ein emotionaler Vulkan!
c) Ich schlage einen dreifachen Salto!
d) Mich haut's um.

9. Wie sieht Ihr idealer Urlaubsort aus?
a) Er liegt am Meer oder einem großen See.
b) Wüste. Oder ... Hauptsache heiß.
c) Berggipfel, wo mir der Wind um die Ohren weht.
d) Es gibt endlose Tropfsteinhöhlen zu durchwandern.

10. Was machen Sie als Nächstes, wenn Sie mit dem Test fertig sind?
a) Ein Glas Wasser trinken.
b) Eine rauchen.
c) Einmal um den Häuserblock laufen, wegen dem Sauerstoff.
d) Den Rest vom Bagger lesen.

Auswertung auf Seite 17.

caru

UNSER PLANET FÜR UNSERE LEUT!

Über den Umgang mit unserer Einsamkeit im Universum und warum zu viel Außerirdisches ohnehin niemandem gut tut.

Wieder ist die Welt um ein unerfülltes Versprechen reicher: 2010 sollte doch laut Arthur C. Clarke „das Jahr, in dem wir Kontakt aufnehmen“, werden. Denkste: Die einzigen grünen Männchen, die wir immer wieder zu Gesicht bekommen haben, waren die aus der irdischen Politik – und selbst die haben ihre besten Tage hinter sich. Was also ist los mit den Aliens? Roswell und Area 51 interessieren ebenso wie die Serie Akte X niemanden mehr und jeder Furz im Wald ist aussagekräftiger als alle bis dato registrierten Signale, die von einer weiteren Intelligenz in den unendlichen Weiten des Alls bezeugen. Sind wir also tatsächlich allein im Universum? Oder sind wir denen da draußen schlichtweg wurscht?

Milchstraßenrechnungen

Eine kleine Portion Schulmathematik lässt es dennoch wahrscheinlich erscheinen, dass wir das Universum mit anderen teilen müssen. In unserer Heimatgalaxie tummeln sich 100 Milliarden Sterne, wobei unzähligesolcher Sonnen von Planeten umgeben ist. Sollte sich also nur bei einem von 1000 solchen Planetensystemen ein Planet mit ähnlich lebensfreundlichen Bedingungen wie auf Mutter Erde finden, so kommt Adam Riese auf bescheidene 100 Millionen Möglichkeiten – und das gerade mal in einer von 100 Milliarden Galaxien! Wäre ja gelacht, wenn uns da nicht ein paar E.T.s das Territorium streitig machen.

Aber *keine Panik*, denn Platz gibt es zuhauf und weiter als zum hauseigenen Mond sind wir ohnehin noch nicht gekommen – ein Klacks verglichen mit der Entfernung zum sonnennächsten Stern. Das bislang schnellste (unbemenschte) Raumfahrzeug würde etwa 18000 Jahre für diese Distanz benötigen. Und von einem Ende unserer Galaxis zum anderen benötigt selbst ein uns haushoch überlegener Lichtstrahl ganze 100000 Jahre. Der Traum von einem intergalaktischen Kaffeekränzchen (man muss ja nicht gleich die Fäuste sprechen lassen) dürfte also unerfüllt bleiben. Schade – oder doch zum Glück?

Nimm meine Kupferscheibe, Babe

Jedenfalls bemühen wir uns redlich darum, Aufmerksamkeit zu erlangen. Seit 1977 ist bereits die „Voyager Golden Record“ in zweifacher Ausführung mit den Voyager-Raumsonden unterwegs, um einer intelligenten Lebensform Zeugnis unserer Existenz darzulegen. Auf Kupferscheiben sind zahlreiche Bild- und Audiodateien binär codiert, welche für außerirdische Computerfritzen ein Kinderspiel darstellen sollten. Diese dürfen sich dann über repräsentative Musik von Bach, Beethoven und Mozart (Knapp gescheitert: Walther von der Vogelweide und Hansi Hinterseer) sowie über Grußbotschaften in 55 Sprachen freuen. Dass diese jemals entziffert werden, ist wohl nicht zwingend anzunehmen – deshalb macht es vielleicht auch nichts aus, dass wir dabei einige Verfehlungen unserer Herrschaft auf Erden für uns behalten (*alles* müssen sie ja auch wieder nicht wissen). Wahrscheinlicher wäre es ohnehin, dass sich Aliens irgendwann unserer Rundfunksignale bedienen, die wir bereits über ein Jahrhundert lang in die Weiten des Weltalls senden – und das immerhin mit Lichtgeschwindigkeit. Dass sich da draußen allerdings jemand für bewegte Bilder von Richard Lugner oder Dominik Heinzl erwärmen kann, ist anzuzweifeln. Allenfalls wäre es wiederum ein Grund, die GIS-Gebühren etwas großräumiger einzuheben ...

Unheimliche Begegnungen!

Bei einer intensiven Suche nach den Aliens könnten wir allerdings auch durchaus ein Wunder in blauer Farbe erleben. Vieles spricht dafür, dass wir uns vielleicht doch eher gekonnt hinter interstellarem Medium versteckt halten sollten. Der populäre Astrophysiker Stephen Hawking etwa warnt eindrücklich davor, mit diversen *Intelligenzbestien* in Kontakt zu treten, denn „wir müssen nur auf uns selbst schauen, um zu sehen, wie sich aus intelligentem Leben etwas entwickelt, dem wir lieber nicht begegnen möchten“. Immerhin war die Ankunft von Kolumbus in Amerika auch nicht unbedingt angenehm für die ansässigen Ureinwohner. Und selbst wenn gewisse ungebetene Gäste keine ausgeprägte imperialistische Ader hätten, könnten sie ja zumindest auf die Idee kommen, uns mit Nachdruck die *richtige* Religion oder Staatsform „ans Herz zu legen“ (man meint es ja nur gut).

Nichtsdestotrotz würden die Außerirdischen aber wohl nicht einmal dann Gastfreundlichkeit hervorrufen, wenn sie in Frieden kämen: In Zeiten des bereits von einer breiten Masse herbeigesehnten Zuwanderungsstopps wären extraterrestrische Ankömmlinge sicher keine gern gesehenen Gäste. Womöglich sind es die politischen Verhältnisse, die eine abschreckende Wirkung auf potentielle Besucher aus dem All haben. Man denke etwa an die verpflichtenden Deutschkenntnisse – und zwar *vor* der unheimlichen Begegnung!

Verheimlichte Begegnungen?

Dass „sie“ jedoch ohne Aufenthaltsbewilligung bereits hier und noch dazu voll integriert sind (noch nie von der CIA-Alien-Verschwörung gehört?), geriet in letzter Zeit immer mehr in Vergessenheit, nicht zuletzt, weil es diesbezüglich immer an Überzeugungskraft mangelte. Oder besser gesagt arbeiten „sie“ wohl mit Vehemenz daran, dass es daran mangelt. Der beste Beweis dafür ist einerseits, dass es gelungen ist, bis jetzt all „ihre“ Machenschaften samt ihrer Existenz geheim zu halten, sowie andererseits, dass deren unidentifizierte Flugobjekte nahezu ausschließlich anhand konventioneller Phänomene (zufällig sind dann immer entweder Meteore, Wetterballons oder die internationale Raumstation ISS in der Nähe) wegrationalisiert werden.

Eigenartig: Warum stürzte denn just während der Recherchen zu diesem heiklen Thema der Browser mehrmals ab? Zufällig deswegen, weil die Recherchen ergeben haben, dass in Graz UFO-Forschung auf höchster Ebene betrieben wird – getarnt als Institut für Unternehmensführung und -organisation (wie die Internetadresse www.ufo.tugraz.at offenbart)? Es wird jedenfalls Zeit, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Seit Jahrzehnten wird die *Außerirdischenfrage* von den Mächtigen erfolgreich totgeschwiegen, wobei bewusst in Kauf genommen wird, dass diverse *Paralleluniversen* unweigerlich zu Problemen führen – Problemen, die selbst durch ein *humanoides* Bleiberecht nicht gelöst werden können. Was eine drohende Überfremdung aus dem Weltall betrifft, sind wir jedenfalls dazu verpflichtet, unsere Augen offen zu halten und den Verstand zu schärfen. Denn wie Einstein bereits so schön sagte: „Zwei Dinge sind unendlich: das Universum und die menschliche Dummheit. Aber beim Universum bin ich mir nicht ganz sicher.“

Text: pro
Illustration:df

Weiterführendes:

Angst vor einer drohenden Invasion? Keine Sorge, denn unsere selbsternannte soziale Heimatpartei besitzt ein fundiertes Abwehrkonzept gegen ungebetene Ankömmlinge: www.fpoe.at

die Präzension

Sachen, die es besser nie geben sollte.

Diesmal: Die Entdeckung neuer Erden

Eigentlich ist es ja ohnehin schon zu spät. Bereits 1991 wurde der erste erdähnliche Planet, eine sogenannte Super-Erde nachgewiesen. Inzwischen ist eine ganze Reihe solcher Himmelskörper bekannt, von denen manche sogar um sonnenähnliche Sterne kreisen.

Warum diese Entdeckungen schlecht sind? Dazu brauchen wir uns nur zwei Tatsachen vor Augen zu führen.

Erstens: Was geschah in der Vergangenheit nahezu jedes Mal nach der Entdeckung neuer Kontinente und Weltregionen? Es wurde kolonisiert – besiedelt, lokale Kulturen zerstört, die Bevölkerung dezimiert und assimiliert und das Land ausgequetscht wie eine Zitrone.

Zweitens: Was erwarten wir, dass geschähe, wenn umgekehrt eine Spezies von einem anderen Planeten uns entdecken würde? Richtig: Invasion, Versklavung, Kolonisation – bösartige Ziele, die im Science Fiction-Genre meist am heldenhaften Abwehrkampf der menschlichen Spezies oder einzelner Individuen derselben scheitern. Aber natürlich ist diese Idee der außerirdischen Invasion nichts anderes als ein Bild dessen, was die Menschheit von sich selbst erwartet, wenn sie auf andere zivilisierbare erdähnliche Planeten stöße. Aus gutem Grund, wir wissen ja, wie unsere Vorfahren in solchen Situationen gehandelt haben. Und so, wie in den fiktiven Geschichten stets die Angegriffenen die Helden, die Guten sind, so wären wir im Umkehrschluss natürlich die Bösewichter.

Also besser nicht weiter in den Himmel starren – es besteht die Gefahr, dass unsere Nachfahren irgendwann in der Lage sind dorthin zu fliegen und zu zerstören, was wir finden.

va

HOHLWELTTHEORIEN – ZURÜCK INS EI!

Die Erde ist hohl – auf eine von ungefähr fünf Arten. Keine zwei davon können gleichzeitig zutreffen.

Sehr wenige – reale oder fiktive – Reisebeschreibungen enden, ohne daß die Reisenden ihrem Bestimmungsort auch nur einigermaßen nahe gekommen sind. Jules Vernes „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ (1864) enthält sogar den Beweis dafür, daß das im Titel angekündigte Ziel faktisch unerreichbar ist – und das wird nicht einmal thematisiert.

Im 6. Kapitel erklärt der Mineraloge Otto Lidenbrock (angeblich mit den Worten Sir Humphry Davys, der ihn 1825 in Hamburg besucht haben soll, was historisch kaum möglich ist), der Erdkern könne nicht so heiß sein, wie man behauptet; flüssiges Gestein müßte, vom Mond angezogen, ebben und fluten wie das Meer und bei jedem Gezeitenwechsel die Erdkruste sprengen – falls sie dem Innendruck überhaupt standhielte. Wie entstehen dann aber Vulkane? Die Erdoberfläche habe ursprünglich viel Natrium und Kalium enthalten; zu Ausbrüchen sei es gekommen, als Wasser an diese Elemente geriet. Machen Sie mal ein Stück Natrium ein bißchen naß, dann sehen Sie, was er meint. Schutzbrille und Handschuhe nicht vergessen!

Lidenbrock betritt ein System unterirdischer Hohlräume durch den Krater eines erloschenen Vulkans (den Snæfellsjökul in Island) und verläßt es, nach langen Irrfahrten, durch den noch tätigen Stromboli. Was ihn und seine Gefährten dort hinausschleudert, ist Magma; es kommt, all seine Vermutungen widerlegend, aus den Tiefen der Erde.

Typ 1: Grottenwelt

Trotzdem ist er mit dem Ergebnis der Forschungsreise zufrieden und läßt sich als Held der Wissenschaft feiern. Die verborgene Höhlenwelt, die er entdeckt hat, liegt nicht nur tiefer, als Geologen je vermutet hätten, sondern zeigt auch ungekannte Ausmaße. Ein unterirdisches Urmeer reicht von Island bis unters Mittelmeer; an seinen Ufern wachsen übermannshohe Pilze und Schachtelhalme, in seinen Wellen beißt der Plesiosaurus den Ichthyosaurus blutig. Man befährt dieses Meer auf einem Floß aus zu Anthrazit versteinertem Holz, das – o Wunder – auf Wasser so gut schwimmt wie auf der Lava des Stromboli und beim Kontakt mit letzterer nicht verbrennt.

Phantasmen? Jules Verne auf LSD? An das Lidenbrock-Meer dürfte zwar heute kaum jemand glauben, aber weitgespannte, der Geologie unbekannte Höhlensysteme mit höchst geheimen Eingängen (sei es am Nordpol oder in Rennes-le-Château) gelten einem gewissen Sub-Genre der Esoterikliteratur als Realität. In den Grotten ruhen die Schätze der Tempelritter – oder die Ritter selbst treffen sich dort mit den Freimaurern und Rosenkreuzern – oder Aliens und anderes Kroppzeug (für Fans von South Park: Crab People!) untergraben von dort aus unsere Gesellschaftsordnung. Die Welt ist nicht ganz hohl, aber zumindest unterhöhlt – dies ist die schwächste Form einer Hohlwelt-Theorie und fordert wenigstens keinen Abschied vom naturwissenschaftlichen Weltbild. Sehen wir uns die stärkeren an.

Typ 2 a: Schalenwelt

Unsere Erde besteht, wie eine chinesische Kunstschnitzerei, aus mehreren Kugelschalen ineinander. Das ist keine verrückte Romanidee, sondern eine seriöse Theorie, die der Astronom Edmund Halley 1691 der Royal Society vorlegte. Nach Newtons *Principia* hatte der Mond neun Fünftel mal die Dichte der Erde; damals galt aber die Vermutung, alle Planeten bestünden aus Stoff von gleicher Dichte. Halley erklärte vier Neuntel der Erde zu Hohlraum und kam so auf eine mondgroße Kugel im Zentrum dreier konzentrischer Schalen. Alle hätten ein Magnetfeld und drehten sich (damit ließen sich Veränderungen des Erdmagnetfelds erklären), alle seien bewohnbar – außen und innen. Erhellt würden die Hohlräume durch leuchtende Gase. Als 1716 besonders helle Polarlichter beobachtet wurden, erklärte Halley, etwas von dem Gas sei durch Öffnungen an den Polen ausgetreten.

1721 nahm der puritanische (und hexengläubige) Geistliche Cotton Mather in seinem Buch „The Christian Philosopher“ Halleys Schalen als Basis seines Weltbildes. Nach dem Unabhängigkeitskrieg von 1812 ging John Cleves Symmes, Ex-Hauptmann der US-Infanterie, mit seiner eigenen Schalenlehre auf Vortragsreise: Die Erde bestehe aus fünf, nicht nur vier konzentrischen Kugeln, und an den Polen seien Löcher, durch die das Meer aus und ein ströme. Eine Expedition zum Loch am Nordpol („Symmes’ Hole“) wollte ihm dennoch niemand finanzieren, was ihn verbitterte.

Typ 2 b: Nur eine Schale?

Diverse Polarexpeditionen wurden unternommen und scheiterten. Zurückkehrende faselten manchmal von warmen eisfreien Gewässern im Polargebiet (Menschen kurz vor dem Erfrieren haben nicht selten Wärmehalluzinationen); und hatten nicht auch die Inuit Mythen von einem Land ewigen Sommers, und war nicht schon öfters der Eingang zum Garten Eden (oder zur Hölle) an einem Pol vermutet worden? 1906 beschloß William Reed in „The Phantom of the Poles“, die Pole seien unerreichbar: stattdessen fände man dort die Symmes’schen Löcher und gelange dadurch auf die paradiesische Innenseite, wo stets ein Klima herrsche wie in San Francisco.

Noch konkreter wurde 1913 Marshall B. Gardners „Journey to the Earth’s Interior“. Es gebe überhaupt nur die äußere Schale, 800 Meilen dick, und im Inneren leuchte eine Sonne mit einem Durchmesser von 600 Meilen. Die Löcher an beiden Polen hätten je 1400 Meilen Durchmesser. Im sommerlichen Inneren gebe es lebendige Mammuts (die eingefrorenen, die man in Sibirien gefunden hatte, hatten sich leider auf die kalte Außenseite verirrt). Robert Edwin Peary sei 1909 natürlich nicht wirklich am Nordpol gewesen; und als Admiral Richard Evelyn Byrd 1926 (vielleicht) den Nordpol und 1929 den Südpol überflog, ohne Löcher zu finden, verfaßten anonyme Hohlwelt-Freaks ein „geheimes Tagebuch“ des Fliegers, das Reeds und Gardners Theorie bestätigt. Sie hält sich seither hartnäckig.

Typ 3: Innenweltkosmos

Die bekannteste „Hohlweltlehre“ im deutschen Sprachraum ist zugleich die radikalste: Das gesamte Universum ist eine Hohlkugel von ca. 12000 km Durchmesser, und wir leben auf ihrer Innenseite! Tag und Nacht entstehen dadurch, daß die Sonne (sie hängt in der Mitte wie das Eigelb im Ei) nur auf einer Seite hell ist und sich dreht. Die Gestirne sind Luftspiegelungen von mineralischen Elementen der Erdoberfläche. Das gesamte All wird streng geometrisch nach innen projiziert. Alle Entfernungsbestimmungen der Astronomie sind falsch; alle Lichtstrahlen sind gekrümmt, die Lichtgeschwindigkeit nimmt zum Zentrum hin ab.

Vertreten wurde diese Ansicht von Karl Neupert („Geokosmos“, 1901) und Johannes Lang („Das neue Weltbild“, 1933); heute verficht sie Rolf Keppler, ein Urur...großneffe Johannes Keplers. Belegt wird sie dadurch, daß Spitzen und Absätze alter Schuhe sich immer nach oben biegen, nie nach unten (wie es sein müßte, wenn man über eine konvexe Oberfläche ginge), und durch Jesaja 40, 12: „Wer hat die Wasser abgemessen in seiner hohlen Hand und die Himmel begrenzt mit der Spanne?“ Ihre Existenz verdankt sie aber einer prophetischen Vision des Amerikaners Cyrus Reed Teed. 1869 erschien ihm eine himmlische Frauengestalt, die ihn sozusagen zum Messias der Innenwelt weihte. Er übersetzte seinen Vornamen ins Hebräische („Koresh“) und verkündete: „Von der konkaven Erde zu wissen, heißt Gott kennen; an die konvexe Erde zu glauben, heißt Ihn und all Seine Werke leugnen.“

Typ 3b und c?

An sich müßte das Gravitationszentrum solch einer Kugel trotz allem im geometrischen Mittelpunkt liegen und uns nach innen ziehen. Um dem abzuhelfen, behauptete der brasilianische Anwalt Duran Navarro 1947 im Time-Magazin, die Hohlerde befinde sich in ständiger Rotation – die Zentrifugalkraft drücke uns an die Außenwand. Aber worin rotiert sie? Koresh zufolge existiert außerhalb der 100 Meilen dicken Weltschale schlechthinni chts.

Könnte die Koresh-Welt nicht auch einfach eine von vielen Hohlwelten in einer gigantischen Super-Erde sein? Und wenn man ein sehr tiefes Loch gräbt – etwaige Raumkrümmungen mit einberechnend – könnte man nicht früher oder später in ein anderes All gelangen? Verhalten sich Universen zueinander wie Hasenbauten im Erdreich desselben Waldes? Eine heimelige Vorstellung.

Hinab ins Kaninchenloch

Es ist nicht schwer nachzuvollziehen – auch ohne daß man Freudsche Mutterleibserinnerungen und Jungsche Archetypen bemüht – , woher all die faszinierenden Bilder stammen. Halleys (und Symmes’) Theorie rettete das alte, in fast jeder Kultur auffindbare mehrstöckige Weltbild (Himmel, Erde, Hölle), nachdem das Himmelsgewölbe und die ineinandergeschachtelten Kugeln des Sphärenmodells mit den Erkenntnissen der Astronomie nicht mehr vereinbar waren. Höhlenwanderungen sind beklemmende und faszinierende Erfahrungen (siehe Tom Sawyer), und es liegt nahe, die Höhle in der Erinnerung Riesenformat annehmen zu lassen. Schamanen pflegen durch Erdlöcher in andere Welten zu schlüpfen, oft in die Welt derer, die vor uns auf der Welt waren; dazu gehören auch Saurier und Mammuts. Und der arme Cyrus Teed floh wohl vor dem unendlichen schwarzen kalten Universum in sein bequemes Kaninchenloch, wo alles ordentlich an den Wänden steht und die Lampe in der Mitte hängt, wie in jedem gutbürgerlichen Haushalt.

Freche Leute nutzen die Hohlwelt sogar zum Ausredenerfinden. Warum hat die deutsche Luftwaffe am 14. November 1940 in Coventry ziviles Wohngebiet bombardiert, statt nur die Rolls-Royce-Motorenwerke? Weil Hitler an die Hohlwelt (Typ 3) glaubte und die Abwürfe für Hohlweltkoordinaten berechnet waren, sagen gewisse Leute.

Nazis und Deros

Die Nazis wußten genau, was sie bombardierten, und Hitler glaubte gar nicht an die Hohlwelt. Der wichtigste Verbreiter der Koresh-Lehre in Deutschland, der im 1. Weltkrieg verwundete Peter Bender, gelangte nicht nur zu keinen Ehren, sondern landete 1942 im KZ (weil seine amerikanische Korrespondentin Hedwig Michel eine emigrierte Frankfurter Jüdin war); Johannes Lang, der das Hitler-Regime ablehnte, gleich mit. Gewisse Leute lügen.

Und von wegen Nazis. 1945 befreite Raymond Palmer (vom Magazin Fate) die UFO-Szene von der schwierigen Frage: Wie bewerkstelligen Aliens interstellare Flüge? Gar nicht, war seine Antwort; die fliegenden Untertassen kommen aus dem hohlen Erdinneren (Typ 1 oder 2), und ihre Erbauer sind die Deros – ein machthungriges, degeneriertes Gnomenvolk, das für alles Böse auf der Erde zuständig ist; es stiehlt sogar Manuskripte vom Redaktionstisch. Ende der 1970er klaute der verurteilte Neonazi Ernst Zündel diese Idee. Die Untertassen, meinte er, seien in Wirklichkeit die berüchtigten „Reichsflugscheiben“ (runde Nurflügler, eine angebliche deutsche Wunderwaffe, von der seit Kriegsende gefabelt wurde), und statt Deros säßen darin Nazis. Die Flugbasis der Scheiben liege in der Ostantarktis unter dem legendären Neuschwabenland, wo auch Hitler wohne und immer noch Landschaftsbilder male.

Wer ist blond und blauäugig genug und glaubt so etwas? Na ja, manche amerikanischen Fernsehsender (suchen Sie „Neuschwabenland“ auf Youtube). Und rechtsextreme Esoterikautoren, allen voran der Holländer Jan van Helsing. Und wer weiß, am Ende sind es doch die Deros!

Hieße das dann, daß alle Nazis unter der Erde sind? Hoffentlich.

Text: caru
Illustration: bf

Literatur:

Martin Gardner: Fads and Fallacies in the Name of Science (besonders das 2. Kapitel: Flat and Hollow).
Michel Lamy: Jules Verne, initié et initiateur.
Ludvig Holberg: Nils Klims unterirdische Reise (Nicolai Klimii iter subterraneum).

Weniger irre, als es auf den ersten Blick aussieht: http://www.hohle-erde.de

Kluge Kritik an Typ 3: http://pseudowissenschaft.marcus-haas.de/weltbilder/innenweltbild.html

HOHLWELT

oder: Wo Du auch bist, es ist Scheiße

Neulich belauschte ich zwei Herren, kurz vor dem Ende der Welt:

„Ja so ist das. Und wenn's nicht klappt, dann geh ich einfach wieder zurück. Dort unten soll ja sehr viel passiert sein, seitdem Reltih die Religionsfreiheit wiedereingeführt hat, ttogottogo, das hat echt viele von uns vertrieben. Aber wir fallen nicht auf. Eure Sprache ist schnell erlernt, und in Wien gehe ich glatt durch als Piefke!
Wie viele von uns hier wohnen, weiß ich nicht. Die vielen Stellen, wo man rauskommt ... macht eine effiziente Grenzkontrolle kaum möglich. So dünn wie die Decke jetzt schon ist ....
irgendwo ist immer ein Spalt, fragt sich nur, wie das weitergeht.
Natürlich ist es mir bewusst, dass sich die Emigration nachhaltig negativ auswirkt für beide Seiten—"

„Wir leben auf einer Eierschale, die Weltbevölkerung ist innerhalb weniger Jahrzehnte auf das Doppelte angewachsen, das hat zu verheerenden Hungersnöten geführt, Kriege ums Öl machen uns keine Sorgen mehr, eher ob unser Keller am Morgen noch da sein wird!"

„Aber die Probleme sind doch nicht nur hier, unten fällt den Leuten die Erde auf die Füße, die Menschen sehen es fatalistisch. Mein Großvater wurde damals von einem Felsbrocken mitgerissen. Furchtbar! Er fiel direkt in die Ennos. Die Opferzahlen gehen in die Hunderttausende im Laufe der Jahre.
Deswegen wandern wir ja aus, sonst ginge es allen gut da unten. Es ist nur schwer am Boden zu bleiben, wenn derselbe gerade in die Sonne stürzt."

„Bei Ihnen ist demnach alles umgekehrt?"

„Ja."

„Kurze Zwischenfrage: Sind sie dann eigentlich auch schwul? Finden Sie mich attraktiv?"

„Natürlich. Ich bin homosexuell, trage jedoch die Ihnen als weiblich erkannten Geschlechtsmerkmale, wodurch es mir als Hohlweltler möglich ist, als schwuler Mann mit einer Frau zu schlafen und schwanger zu werden."

„Verblüffend!"

„Ja, und trotzdem sehen Sie mich als schwulen Mann mit dem Körper einer Frau, der sich gerade in Sie verliebt hat und Ihnen laszive Blicke zuwirft, was Sie gerade völlig verwirrt – das ist ja gerade das Paradoxe an unseren zwei Welten."

„Sehr lasziv kommen mir Ihre Blicke aber gar nicht vor –"

„Ich habe ja auch keine weiblichen Geschlechtsmerkmale, Sie Trottel.
Sie verdrehen hier nur die Begriffe, ohne zu bedenken, dass es die Realität ist, die bei uns verkehrt läuft."

„Sieh an! Dann verstehe ich allerdings nicht, weshalb bei Ihnen die Namen verkehrt herum ausgesprochen werden, sind doch auch bloß Begrifflichkeit, nicht?"

„Natürlich, aber Sie werden mir eine gewisse kulturelle Andersartigkeit doch hier nicht zum Vorwurf machen wollen, es handelt sich hier schließlich um das Ende der Welt!"

„Universalistisch oder planetarisch gesehen?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun ja, gewissermaßen sitze ich auf dem längeren Ast. Wenn Ihr Mikrouniversum hopsgeht, existiert meins Makro einfach weiter. Nur tot sind wir dann alle beide."

„Ja."

...

„Das verstehe ich jetzt nicht ganz."

„Was verstehen Sie nicht?"

„Das mit dem Makro."

„Was weiß ist, ist Ihnen nicht schwarz, und kurz ist nicht lang, aber dass Ihr Universum nur ein wenig kleiner als der Erdumfang sein kann, meins hingegen nach Außen gerichtet ist und deshalb unendlich, das werden Sie mir ja wohl nicht abstreiten können?"

„Ja, aber Außen und Innen nehmen Sie ja nur so wahr, weil Sie hier geboren sind, für uns da unten sind Sie doch auch nur

der Boden, auf dem wir gehen!"

„Jetzt kommen SIE mir nicht mit Begrifflichkeiten, von Außen betrachtet ist hier einfach mehr Platz, sonst würden Sie nicht einfach hierher auswandern. Wenn nicht die Schottermitzi von einem Bagger überrollt worden wäre, hätten wir diese Probleme gar nicht! Weshalb lasse ich mich überhaupt mit Ihnen ein? Stures Grubenvolk!"

„Hinterlistiges Bergvolk! Eure ganzen Grubenaktivitäten haben das Problem nur verschlimmert!"

„Halten sie mich für blöd? Ihre Leute haben doch sicher auch nach Gold gegraben!"

„Nur wirtschaftlich nachhaltig!"

—BUMM—

Weißer zwerg

chb

BAGGERS KONKURRENZ

Am stillen Ort in bester Gesellschaft

Bio-Fibel – Zeitschrift für Wissen aus der biologischen Landwirtschaft

Als „Lehrbuch, das das Grundwissen eines Fachgebietes vermittelt", ist im Duden – Das Fremdwörterbuch („Notwendig für das Verstehen und den Gebrauch fremder Wörter", wie es im Titelzusatz heißt) das Wort „Fibel" definiert. Das Akronym FiBL findet sich hingegen nicht im Duden – dahinter verbirgt sich das Fachinstitut für Biologischen Landbau, dessen österreichischer Zweig seit dem Jahr 2008 eng mit dem Freiland-Verband (ehem. Kritische Tiermedizin) kooperiert, welcher seinerseits seit letztem Jahr die viermal jährlich erscheinende Zeitschrift Bio-Fibel herausgibt. Herzstück des mittlerweile 24 Seiten umfassenden Hefts ist jeweils ein ausführliches Interview „zu aktuellen oder zukunftsorientierten Themen" – wie es im Editorial der ersten Ausgabe heißt. Wissenschafterinnen wie Ingela Bruner, ehemalige Rektorin der Universität für Bodenkultur (Ausgabe 1/2009), Politiker wie der „Öko-Kommunist im schwarzen Pelz" und Vizekanzler aD Josef Riegler (2/2009) sind ebenso Gesprächspartnerinnen wie Trachten-Modeschöpferinnen oder Proponenten der „Slow-Food"-Bewegung.

Themen-Schwerpunkt der aktuellen Ausgabe ist Getreide, wobei die Schwerpunkte laut Reinhard Geßl, dem Herausgeber der Zeitschrift, sehr frei interpretiert und erweitert werden können. Es finden sich lokale Best-Practice-Beispiele und Hintergrund-Geschichten etwa zu Österreichs erstem Demeter-Bäcker, den Vorteilen von Karotten-Gerste-Mischkulturen und zu heimischer Safran-Produktion ebenso wie eine Lobeshymne auf den „größten Bio-Bauern Österreichs": die Stadt Wien. Abgerundet wird all dies durch diverse Kurzmeldungen aus den Bereichen Gastro- und Agronomie, Land- und Weltwirtschaft, Umweltschutz und -bildung etc. Die Blattlinie charakterisiert sich wohl am ehesten durch ihre Affinität zum Konzept der Ökosozialen Marktwirtschaft; Herausgeber Geßl bezeichnet Biolandwirtschaft auch als „Gesellschaftsmodell für eine ganze Generation, die ihre Lebensweise und ihren Konsumstil so gestaltet, dass sie durch ihr Kaufverhalten und die gezielte Auswahl von Produkten Gesundheit und Nachhaltigkeit fördern will". Die Auflage der Bio-Fibel liegt bei – im Vergleich zum Bagger durchaus üppigen – 10.000 Exemplaren und wurde im ersten Erscheinungsjahr durch Förderungen von Europäischer Union, dem Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft und den Bundesländern ermöglicht. Mittlerweile ist die Zeitschrift aber frei finanziert, sprich: durch Werbung, Sponsoren und Partner, wie etwa der Agrarmarkt Austria sowie den bereits erwähnten „größten Bio-Bauern Österreichs". Der Vertrieb erfolgt über Hauszusteller von Bio-Gemüse (Stichwort Bio-Kistl) sowie Bio-Fachgeschäfte, außerdem kann die Fibel über die Homepage des Freiland-Verbands kostenlos abonniert werden.

Weiterführende Links:
www.freiland.or.at
www.fibl.org

mo

Literatur

Groar macht der Bär

Kinderbuchrezension eines schnarchenden Vaters

Wenn mein zweijähriges Kind am Topferl sitzt, dann will es auch manchmal Bücher um sich haben, die es während seiner Ausscheidungstätigkeit studieren kann.
Einer dieser in die Ritze zwischen Waschbecken und Badezimmerkasterl geklemmten Kinderschmöker heißt „Groar macht der Bär" von Norman T. Grant, erschienen im Kyrene Verlag.
Was an dem Werk wortwörtlich ins Auge sticht, sind die expressionistisch-schrillen, aber trotzdem sympathischen Illustrationen von Christian Yeti Beirer.
Der „Comic Sans"-Schrifttyp ist zwar ein graphologischer Tabubruch, passt aber irgendwie zu den vielen lustigen Tierchen, G'sichtern und Schattierungen, die den Wahrnehmungsapparat eines Kleinkindes wie auch den des Papas förmlich erschlagen.
Dramaturgisch durchleuchtet:
Das schlafgestörte Mädchen Belinda will einem beirrenden Geräusch mit Hilfe ihres seltsamen, nach Knoblauch stinkenden Onkels Thaddäus auf die Spur kommen und kann es schlussendlich als Rhonchopathie eines pelzigen Säugetiers entlarven.
Ich gestehe, bis dato habe auch ich lieber wie ein Bär geschnarcht, statt meinem Kind das Buch vorzulesen, aber die Zeit wird kommen ... nicht nur wegen Knoblauch und Thaddäus.
P.S.: Das großteils giftig gefärbte Buch riecht übrigens so, als wäre es in einem Istanbuler Einkaufsstraßen-Plastiksackerl verschifft worden, besorgniserregend und doch irgendwie vertraut – groar! – das macht Bärenlust auf Türkeiurlaub.

toph

Norman T. Grant, Groar macht der Bär. Illustriert von Yeti Beirer. A. d. Amerikan. von H. R. Tomki, Innsbruck, Kyrene 2010. 24 Seiten. EUR 16,90. ISBN 978-3-900009-71-7.

WAS IN DER GESCHICHTE BEGRABEN LIEGT

Ein Streifzug hinter die Kulissen verschiedener Diskursmechanismen rund um Abfall und Reste vergangener Zeiten und auf die Kehrseite vorgefertigter Meinungen, die von alten Bildern gespeist werden. Für Gabi Teichert und das Knie.

Zur Veranschaulichung: Szenario ist ein Feld aus erdigen Brocken. Angerollt kommen große, auf Gleisketten laufende Maschinen mit kräftigen Turbinen und mächtigen Schaufeln. Sie graben das Gelände um. Stetig schneidet das Eisen ins Erdreich und wirft es auf. Zurück bleiben gigantische Maulwurfshügel, die zugleich in die nächste Schaufel wandern oder unter dem Gewicht der Maschinen plattgewalzt werden. So könnte eine Metapher für die Geschichte aussehen: Der Fortschritt der Zeit erschafft Geist und Qualitäten, jedes Jahrhundert entwickelt seine spezifischen Techniken, die halten, bis sie ausgedient haben, die transformiert werden, bis sie komplett mutiert sind. Alles Unbrauchbare wandert in den Abfall, wird kompostiert, die Erde wandert aufs Feld und düngt neue Zeiten. Unverdauliche Geschichte wird leider nicht vom Biomüll getrennt und so mischt sich historischer Sondermüll ins Erdreich und ragt zwischen den klumpigen Brocken hervor. Geschichte ist nicht mehr als ein gigantisches Trümmerfeld, ein Moloch aus durcheinander gewürfelten Zeitschichten, an deren Bruchstellen noch das Blut vergessener Kriege klebt. In diesem Gefilde (man sollte Gummistiefel tragen) verbirgt jede winzigste Facette den Schlüssel für die Tür zum zivilisatorischen Hinterstübchen, ein magischer Raum, der von außen wie eine Abstellkammer aussieht und sich beim Eintreten als bodenloser Schacht entpuppt.

Natürlich erscheint selbst die Existenz einer solchen Tür im Stimmengewirr der Gegenwart, in der man wie in einem Foyer laut schnatternd darauf wartet, in den Festsaal der Zukunft eingelassen zu werden, nur von marginaler Wichtigkeit, zumal es jenen unglückseligen Neugierigen, die die Tür bemerken und eintreten, sehr selten gelingt, aus diesem Schacht wieder aufzutauchen und eher in der Geschichte verloren gehen wie Alice im berüchtigten Kaninchenbau. Geschichte ist schließlich nicht mehr, wie sie war, sondern ist nur das, was von ihr im Jetzt noch bleibt. Handelt es sich dabei um materielle Überreste, lässt sich die Vorstellung von der Vergangenheit relativ einfach rekonstruieren – so schreitet die gegenwärtige Betrachtung einer Ruine zurück in der Zeit, kehrt das Nagen des Verfalls um und erschafft so ein neues Gebäude, eine Imagination, wie es ausgesehen haben könnte, aber *wahrscheinlich* nicht ausgesehen hat. Selbstredend gestalten sich diese dialektischen Zeitbilder noch einmal anders, wenn es sich um Überreste geistigen Ursprungs handelt. So gab es zum Beispiel eines Tages die Idee von der Gleichheit der Klassen und dem Revolutionspotential des arbeitenden Volks, zumindest wird Derartiges erzählt oder lässt sich in alten, verstaubenden Büchern nachlesen. Was ist aus diesen Ideen geworden? Und wie kam es, dass heute so viel von den „kleinen Leuten“ oder sogar vom sogenannten „kleinen Mann“ die Rede ist?

Kino!

Sehen wir da nach, wo so vieles offensichtlich scheint: im unerschöpflichen Bilderarchiv des Kinos. Natürlich gabs da auch schon mal mehr Potential als heute. In der klassischen Hollywoodillusion treffen wir den kleinen Mann und da wissen wir schon, dass er Tellerwäscher ist, aber zudem legt er einen gewissen Witz und Charme an den Tag und flink und behände steigt er die imaginären Leitern zu höheren Klassen auf: „Wer wird Millionär?“ ist nur die letzte Instanz eines kulturellen Brandings Marke Paramount (Universal, MGM, Warner?). Zunächst ist es *der Einzelne*, der sich aus den Missständen des harten, einfachen, genügsamen Lebens herausgearbeitet und sich mithilfe seiner Gehilfen Trick, Hirn und Glück über die plumpe Masse des Proletariats erhoben hat. Brennpunkt bleibt immer der leitende Charakter, der eine Idee hat, der aus der Menge hervorsticht: welch Lobgesang der individuellen Leistung auf Kosten des großen, anonymen Kollektivs. Hier, in diesen Studios der Engelsstadt nahm ein gewaltiger Bilderstrom seinen Anfang und wie eine Tsunamisturmflut ist er über das visuelle Kulturgut unserer Zeit hinweggefegt, in dem bis heute die Botschaften seiner Symbolhaftigkeit fest verankert sind. Zu Beginn war es vielleicht nur die Ausmusterung kommunistisch gesinnter Künstler_innen und eine eher kapitalkonforme Neubesetzung der Stellen à la Mc Carthy, aber das neoliberale Mantra des Tellerwäschers, der zum Millionär geworden ist, kennen selbst heute noch alle, selbst die, die von Mc Carthy keine Ahnung haben.

Dabei hat Hollywood diese einfachen Leute studiert. Es hat ihr Bild gezeichnet, in *einer* Einstellung, die kohärent multipliziert wurde. Meist sind es die Armen (im Plural), die Ausgebeuteten (so viele), die ewigen *Opfer* unserer bösen Welt, in der immer nur der Stärkere (wir wissen, es war der Tellerwäscher, nicht der Butler) gewinnt. Hat ein Kollektiv für sich selbst (aus Eigenermächtigung, ohne Führerokkultismus) in einem Hollywoodfilm jemals etwas geleistet? Man erinnere sich nur an die ausgemergelten Juden aus Schindlers Liste oder die eingesperrte dritte Klasse auf der Titanic, wunderschön auch die heulenden Frauen, Alten und Kinder in der Schlacht um Helms Klamm im Herren der Ringe. Menschen im Plural als Singular *des* Opfers: Es hat kein Gesicht. Tränen-Close-ups dienen nur der Kompassion, Mitleid mit dem armen, einfachen Volk, Mitleid mit dem Stand der Dinge, mit anderen Worten, erweitertes Selbstmitleid.

Warum hat man es nötig, die Masse (die Idee der Masse) zum ewigen Opfer zu stilisieren? Und können wir uns überhaupt eine Darstellung eines Kollektivs vorstellen, die seinem Potenzial entspricht? Was uns hier vermittelt wird, ist nicht nur, dass die großen *Bösen* der Welt so viele Menschen ausgebeutet haben und ausbeuten, sondern auch, dass sich der Stand der Dinge nicht geändert hat und sich auch nicht ändert, weil die, die ihn ändern könnten, damit beschäftigt sind, sich dem Bilderstrom hinzugeben. Hollywood fesselt uns in unserer Namenlosigkeit und bleibt dabei immer noch so verlockend verführerisch wie das Lotto-Spiel – denn man kann ja nie wissen, und man hofft so inständig darauf, auch einmal zu gewinnen, um auf der Sonnenseite des Lebens zu stehen.

Und träumen ist viel einfacher als tun. Was das Kollektiv geträumt hat, weiß keiner mehr. Einige fragen auch schon skeptisch, ob es dieses Kollektiv je gegeben hat oder ob es nur eine utopische Idee weniger Sozialutopist_innen war, die vom sogenannten einfachen Volk mehr erwartet haben, als dieses leisten wollte.

Politik!

Die *einfachen Leute* sind indes nach wie vor Zielgruppe Nummer eins des Populismus, der so tut, als verträte er die Interessen dieser Großschicht, Interessen, die ihm im Grunde vollkommen egal sind, weil es nur darum geht, hohe Prozentzahlen zu erzielen, um mehr Geld zur Ver*un*fügung zu haben. Fast wäre anzunehmen, dass sich die populistische Wahlmaschinerie eben jenen Bilderresten bedient, die Tsunami „Hollywood“ zurückgelassen hat, mit anderen Worten: Der Populismus ist jene amorphe Form von Politik, die es als Erstes verstanden hat, sich an eine vollkommen medialisierte Wähler_innenschaft zu richten, die sich von Boulevardpresse und „*Unterschicht*enfernsehen“ beeinflussen lässt.

Beinah rutscht es einem über die Lippen: *die* armen, bildungsfernen, einfachen Leute, die nicht verstehen, was mit ihnen gespielt wird. Schluss damit! Sie wählen nicht blau, weil sie schlichtweg dumm sind (nein, *nein*, nein), sondern weil sie es satt haben, für dumm *verkauft* zu werden, es ist ein lautstarker Protest gegen das System, das in diesem Fall einem der größten Blender in die Hände spielt, dem die Strahlesternchen (ohne Sichel) geradezu aufgehen in seinen himmelblauen, verlogenen Äuglein. Er gehört natürlich ebenso zum System, zu dem alle gehören und in dem alle ihre Rolle schön brav spielen wie auf einer großen, bunten Bühne der Politik. Ein Stück mit König_innen und Bischöfen, mit Marktschreier_innen und Narrischen und mit noch so viel mehr Charakteren, die durcheinander reden (als würden sie auf den Einlass in einen Festsaal warten) und die damit die Reize der Audienz in einer Art überfluten, dass diese am liebsten die Flucht ergreifen würde, was leider nicht möglich ist, weil wir hier schlussendlich in Platons Höhle angekommen sind, wo mithilfe von Ketten eine Zwangsvorstellung gegeben wird. So müssen wir uns das Spektakel weiter ansehen, am Horizont tauchen auch schon die ersten Staubwolken gigantischer Baggerschaufeln auf.

Bleibt zu fragen, was angesichts dieser drachenhaften Tretmühlen, dieser „Pflugscharen des Bösen“ zu tun wäre? Was soll man noch tun außer Lotto spielen, außer Tee trinken und abwarten und warten, warten auf Godot oder den neuen Godard („Film Socialisme“), warten auf den Frühling und währenddessen im Winterschlaf ausharren.

Lehnen wir uns zurück in den Polstersessel der Klischees, machen es uns gemütlich wie die Made im Speck (made in USA), erlaben uns noch ein wenig in der Erwartung besserer Zeiten. Währenddessen organisieren sich im globalen Netz sozialer Spitzelplattformen neue Protestformen (Audimaxismus, Stuttgart 21 u.a.), die die Wiederauferstehung einer fernen Idee vom Potenzial des Kollektivs propagieren. Na, *sehen* wir mal *zu*, ob das was wird.

Text: sto
Illustration: ast

WIR WERDEN NICHT SCHWEIGEND IN DER NACHT UNTERGEHEN!

Von der Lust an der fiktiven Katastrophe, dem Ende der Welt und unserem heldenhaften Kampf gegen die Natur.

Unsere persönliche Existenz und die der gesamten Menschheit hängt empfindlich vom Nichteintreten durchaus nicht unwahrscheinlicher Ereignisse ab. Unser Planet ist eine fragile Enklave des Gleichgewichts in einem unermesslich großen, eiskalten Universum. Unser Lebensraum verändert seine Gestalt kontinuierlich, unser Klima ist die Momentaufnahme eines hochkomplexen Systems, das immer noch kaum berechenbar ist. Die Erde ist keine wohlwollende Mutter, die Natur nicht unser Freund. Und plötzlich ist sie da, die Katastrophe. Folgenschwere Ereignisse wie Erdbeben, Vulkane, Fluten oder Stürme brechen meist unerwartet über uns herein. Bilder von Verwüstung, Zerstörung und dem Leid der Betroffenen gehen um die Welt, denn die Geschichte jeder Katastrophe ist eine ausschließlich tragische. Katastrophen haben keinen Unterhaltungswert. Im Gegenteil.

Desaster Light

Und doch bereitet es uns ein unheimliches Vergnügen dabei zuzusehen, wie sich die Erde auftut, sich ein Sturm zusammenbraut und Berge Feuer spucken. Solange wir dabei nur sicher in unseren Kinosesseln lümmeln dürfen, um das große Spektakel aus ferner Nähe zu betrachten. Wir wollen ohnmächtig dabeistehen, wenn sich die Natur von ihrer mächtigsten Seite zeigt. Von der, die uns vernichten kann, einfach so. Die fiktive Katastrophe, die gespielte, die gedachte, erzählt sich gut. Weil es durchaus sein kann, aber doch nicht war. In diesen Katastrophen gibt es niemanden zu betrauern, es gilt nur zu staunen und zu zittern. Das ist das Erfolgsgeheimnis eines Genres, das sich seit den Anfängen des Films unter Ausnutzung aller technischen Möglichkeiten der Veranschaulichung der Katastrophe verschrieben hat. Insbesondere in den letzten zwanzig Jahren haben uns Katastrophenfilme in beeindruckender Bildgewalt demonstriert, was wir uns kaum vorstellen können. Dank hochentwickelter Computergrafik kann mittlerweile jede natürliche Katastrophe so illustriert werden, wie wir sie gerne sehen wollen. Detailgenau, gewaltig, von unglaublichem Ausmaß und absolut ungefährlich. Darüber hinaus begleitet von heldenhaften Einzelschicksalen, von romantischen Tragödien und letztendlich einem Happy End. Das Desaster Light. In einem Moment befinden wir uns im Zentrum des Hurrikans und bestaunen im nächsten seine gewaltige Ausdehnung über dem Atlantik. Ganze Städte verwandeln sich vor unseren Augen in Schutt und Asche, die Freiheitsstatue wird gestürzt, der Eiffelturm fällt, Symbole der westlichen Zivilisation werden ausradiert. Das Ende der Welt, und wir dürfen dabei zusehen.

Doomsday

Was in früheren Zeiten den Propheten vorbehalten war, leistet heute die Wissenschaft. Die Zeichen zu deuten und unheilvolle Prognosen abzugeben. So heißt es etwa in der Offenbarung des Johannes (8-10): Dann ertönte die Posaune des dritten Engels. Ein riesiger Stern fiel wie eine brennende Fackel vom Himmel. Was auch immer der Autor mit diesen Zeilen ausdrücken wollte, sie erinnern stark an ein globales Katastrophenszenario, das auch aus wissenschaftlicher Sicht nicht ganz auszuschließen ist. Die Kollision der Erde mit einem Himmelskörper, der groß genug ist, um alles Leben auf diesem Planeten zu vernichten. Das Near Earth Objects Project (NEO) der NASA hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, erdnahe Asteroiden und Kometen zu beobachten. Denn Gesteinsbrocken gibt es im Sonnensystem mehr als genug. Zwischen Mars und Jupiter befindet sich ein Asteroidengürtel mit über 500000 verzeichneten Objekten. Als erdnah werden Asteroiden dann bezeichnet, wenn sich ihre Bahn teilweise innerhalb der Marsumlaufbahn befindet. Doch ob diese tatsächlich eine Gefahr für die Erde darstellen könnten, ist nur schwer auszumachen. Asteroiden leuchten nicht und die wenigen Beobachtungsdaten lassen nur grobe Rückschlüsse auf ihre Umlaufbahnen zu. Als Potentially Hazardous Astroids werden bei NEO solche Objekte klassifiziert, die der Erde zu irgendeinem Zeitpunkt näher als 7,5 Millionen Kilometer kommen können und einen Durchmesser größer als 150 Meter aufweisen. Zur Zeit stehen 1159 solcher Asteroiden auf der Liste. Spannend wird es für uns am Freitag, dem 13. April 2029. Dann soll nämlich der ca. 300 Meter große Gesteinsbrocken Apophis die Erde in einem geschätzten Abstand von 10 000 bis 30 000 Kilometern passieren. Würde es zum Impakt eines solchen Objekts kommen, würde dabei eine Energie von etwa 500 Megatonnen TNT freigesetzt werden. Zum Vergleich: Die Atombombe, die über Hiroshima gezündet wurde besaß eine Sprengkraft von 0,015 Megatonnen.

Plan A

Doch sind wir auf eine solche Katastrophe vorbereitet? Während biblische Endzeitszenarien darauf hinauslaufen, dass der gottesfürchtige Mensch die Katastrophe aussitzen und nur auf die Erlösung durch ein höheres Wesen hoffen kann, so wissen wir uns heute zu wehren. *Armageddon* und *Deep Impact* (1998) zeigen es vor. Wir brauchen das weltbeste Bohrteam und die weltbeste Waffe, um das Unglück abzuwenden. Atomsprengköpfe werden von raumfahrenden Tiefbohrungsexperten im Inneren des Asteroiden platziert, um diesen in harmlose kleine Stücke zu zerreißen, die unter dem Jubel der gesamten Erdbevölkerung wie kleine Sternschnuppen in der Atmosphäre verglühen. In der Realität haben WissenschafterInnen diesen Plan mittlerweile ob seines doch eher unvorhersehbaren Ausgangs in der Schublade verschwinden lassen und suchen nun andere Exit-Strategien.

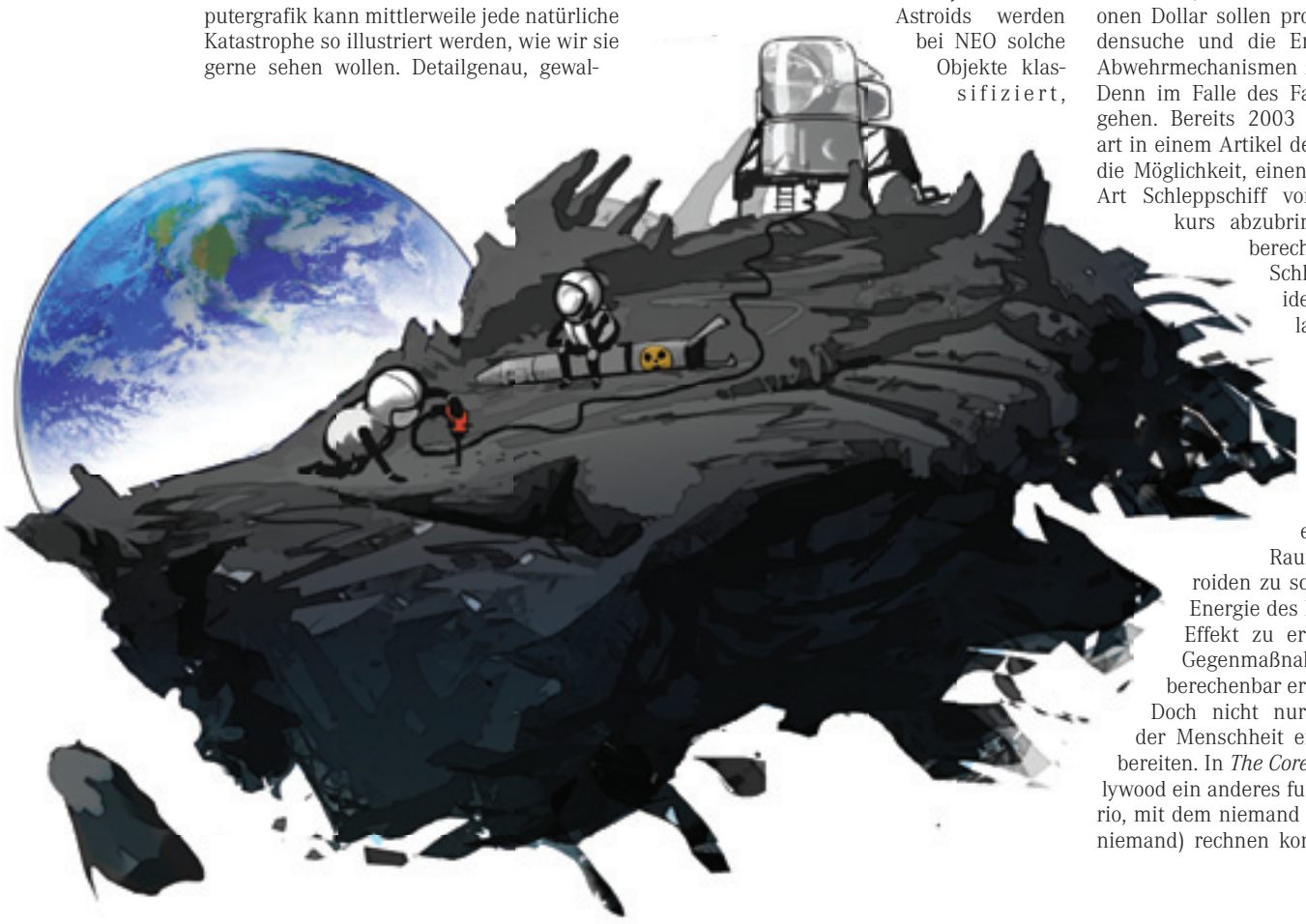
2011 wird die US-Regierung das Budget zur Bebachtung erdnaher Asteroiden auf rund 20 Millionen Dollar erhöhen. Der ehemalige Astronaut Russel L. Schweickart forderte vor einigen Wochen im Namen der *Task Force on Planetary Defense,* einer Arbeitsgruppe der NASA, deutlich mehr. Über 250 Millionen Dollar sollen pro Jahr für die Asteroidensuche und die Entwicklung möglicher Abwehrmechanismen zur Verfügung stehen. Denn im Falle des Falles muss es schnell gehen. Bereits 2003 diskutierte Schweickart in einem Artikel des Scientific American die Möglichkeit, einen Asteroiden mit einer Art Schleppschiff von seinem Kollisionskurs abzubringen. Jahre vor dem berechneten Impakt soll der Schlepper an den Asteroiden andocken, um ihn langsam, aber stetig in eine geringfügig veränderte, aber für uns lebensrettende Umlaufbahn zu ziehen. Im Gegensatz zu anderen Hau-Drauf Ideen, wie etwa der, eine genügend große Raumfähre auf den Asteroiden zu schießen, um durch die Energie des Einschlags den selben Effekt zu erzielen, würde so die Gegenmaßnahme kontrolliert und berechenbar erfolgen.

Doch nicht nur Asteroiden könnten der Menschheit ein unerwartetes Ende bereiten. In *The Core* (2003) zeigt uns Hollywood ein anderes furchterregendes Szenario, mit dem niemand (und diesmal wirklich niemand) rechnen konnte. Aus nicht näher bekannten Gründen kommt die Rotation des eisernen Erdkerns zum Erliegen und damit verschwindet das für uns überlebenswichtige Magnetfeld. In dem von einer einschlägigen Internetseite zum, aus physikalischer Sicht, dümmsten Film aller Zeiten gekürten Spektakel ist die Gegenmaßnahme klar: Wieder bohren, diesmal bis zum innersten Kern, wieder Atombombe, diesmal so ausgefuchst gezündet, dass die Rotation wieder in Gang gesetzt wird. Ein Plan, ersonnen und ausgeführt von Wissenschaftern, die tief unter der Erde versuchen, sich an Formeln aus dem 1. Semester ihres Physikstudiums zu erinnern.

Plan B

Es gibt jedoch auch Situationen, in denen selbst die stärkste Atombombe nichts mehr ausrichten kann. 2009 war mit den Filmen *Knowing* und *2012* das Jahr der ultimativen Katastrophenfilme. Ursache für den Untergang der Menschheit sind in beiden Filmen ungewöhnlich starke Sonnenaktivitäten. Solar Flares, hochenergetische Eruptionen in der Atmosphäre der Sonne, lassen es auf der Erde ungemütlich werden. In *2012* ist dies die Erfüllung einer alten Prophezeiung der Maya. Die Energie, die bei einer Sonneneruption frei wird, erhitzt den Erdkern und führt im Jahr 2012 schließlich zum Aufschmelzen der Erdkruste. Ein Desaster der Extraklasse, mit allem, was das Herz begehrt. Erdbeben, Megatsunamis, Vulkanausbrüche. Die Erde bricht buchstäblich unter unseren Füßen weg. Hier greift man gerne auf alt bekannte Maßnahmen zurück: Schiffe bauen, Tiere drauf packen, Tickets teuer verkaufen und abwarten.

In *Knowing* ist die Situation deutlich brenzliger. Am Anfang steht wieder eine mysteriöse Prophezeiung. Hier soll jedoch die Sonnenaktivität so heftig ausfallen, dass es keinen rettenden Ausweg mehr zu geben scheint. Wirklich keinen? Wir wissen doch: Wenn nichts mehr hilft, dann hilft nur Gott. Oder besser gesagt das, was sich der zwischen Glaube und Wissenschaft hin und her gerissene Mensch gerne unter einer höheren Macht vorstellt. Eine engelsgleiche außerirdische Spezies rettet in letzter Minute einige wenige Auserwählte, die dann auf einem anderen erdähnlichen Planeten ausgesetzt werden, um den Fortbestand der Menschheit zu garantieren. Wir können also beruhigt sein, denn somit haben wir die Gewissheit, dass uns nichts und niemand etwas anhaben kann. Wie es bereits Bill Pullman in seiner ergreifenden Rede als US-Präsident in *Independence Day* (1996) so treffend formuliert hat: Egal was passiert, *wir werden nicht schweigend in der Nacht untergehen!*



Text: bix
Illustration: asch

Wollen Sie mehr wissen?

Aktuelle Informationen über gefährliche Gesteinsbrocken aus dem All finden sich unter: http://neo.jpl.nasa.gov
Kreative Ideen zur Rettung des Planeten entweder an die Task Force on Planetry Defense schicken (Kontaktadresse findet man unter www.nasa.gov/exploration/about/planetary-defense_taskforce_prt.htm) oder so lange für sich behalten, bis es ernst wird, um dann als Held gefeiert zu werden.

SOMEWHERE – AUF DER SUCHE NACH WAHRHEIT

Glück kann man nicht kaufen. Dieser Satz mag abgedroschen klingen, aber gerade bei großen Hollywoodstars, deren Lebensweise sich sehr exzessiv gestaltet, kann früher oder später eine spürbare Leere aufkommen, die eine Suche nach sich selbst in Gang setzt.

Johnny Marco (Stephen Dorff) lebt das scheinbar überwältigende Leben eines Hollywoodstars in vollen Zügen. Er logiert dauerhaft im legendären Hotel Chateau Marmont am Sunset Boulevard, fährt einen schnittigen Ferrari, lädt sich regelmäßig junge Blondinen in sein Zimmer ein, die für ihn an mobilen Striptease-Stangen tanzen, und verbringt viele Nächte auf etlichen Parties. Alkohol, Drogen und Liebhaberinnen gehören zu seinen täglichen Gebräuchen. Er gebraucht diese Dinge, um sich ein erfülltes Leben zu ermöglichen. Doch im Innersten dieses coolen, muskulösen, tätowierten Typen verbirgt sich eine einsame Seele, die sich nach Liebe, Wahrhaftigkeit und Sinnhaftigkeit sehnt. Zu seinem Glück begegnet er einer jungen Frau, die ihn Stück für Stück die Freude am Leben wieder spüren lässt: seiner 11-jährigen Tochter Cleo (Elle Fanning). Da seine Exfrau für einige Zeit verreist, haben die beiden erstmals die Gelegenheit, sich besser kennen zu lernen.
Johnny begleitet seine Tochter zum Eiskunstlauftraining, gemeinsam reisen sie nach Mailand, wo Johnny in einer skurrilen TV-Show geehrt und umtanzt wird, sie bestellen sich mitten in der Nacht Eis aufs Hotelzimmer, gehen gemeinsam frühstücken und ohne es wirklich zu merken, spürt man, wie die beiden zusammenwachsen. Cleos Energie und Lebensfreude sprüht auf ihren einfältigen, bewegungskargen Vater über und verändert seinen betrüblichen Alltag. Cleo gibt seinem Leben wieder einen Sinn. Anders als bei den vielen hübschen Frauen, die er auf irgendwelchen Parties aufreißt, spürt er in Cleo etwas Ehrliches, Vertrautes, auf das er zählen kann und worauf er nicht mehr verzichten möchte. Zugleich wird ihm nur zu deutlich bewusst, wie oberflächlich, bedeutungslos und verloren sein Leben eigentlich ist. Als er in letzter Verzweiflung seine Exfrau anruft, um sich bei ihr auszuweinen, wird ihm bewusst, was das Publikum schon längst beobachtet hat: Johnny muss sein Leben verändern.

Der Oscarpreisträgerin Sofia Coppola gelingt sieben Jahre nach *Lost in Translation* ein weiteres wunderbares Werk, bei dem sie ebenfalls nicht nur Regie führte, sondern auch das Drehbuch dazu schrieb. Ihr Hauptaugenmerk liegt auf dem liebenswerten Actionfilm-Schauspieler, in dessen Leben keine Form von Action oder Spannung mehr existiert. In seiner eigenen Welt ist Johnny ein Verlorener. *Somewhere* beschreibt den Tiefpunkt im Leben, in dem sich Johnny Marco befindet. Tiefpunkt vielleicht?
Coppola erzählt von Einsamkeit und Isolation, einer Spiegelung der Celebrity-Kultur, sowie einer warmherzigen Vater-Tochter-Beziehung, in der eindeutig die Tochter den Part der Vernünftigen übernommen hat, die ihren Vater wieder auf den richtigen Weg bringt. Mit auffällig langen, dialoglosen Kameraeinstellungen vermittelt Coppola die unendliche Langeweile, die Johnny in seinem Leben verspürt. Diese langatmigen, fast schon unangenehmen Sequenzen lassen den Zuschauer die Leere spüren, die sich durch Johnnys Leben zieht. Krampfhaft versucht er diese einsame Langeweile mit Alkohol, Drogen und Frauen zu betäuben, doch letztendlich betäubt er nur sich selbst und verliert jegliche Lebensenergie. Durch gekonnte Ironie gelingt es Coppola, ihr Publikum, durch die stetige Apathie ihrer Hauptrolle, die Stephen Dorff wunderbar verkörpert, zum Schmunzeln zu bringen. Auch Ellen Fanning, die zuvor in *Der seltsame Fall des Benjamin Button* gespielt hatte, gelingt in diesem Film eine hervorragende schauspielerische Leistung.

Ob Sofia Coppola in diesem Film, den sie mit Bruder Roman Coppola als Produzent und Vater Francis Ford Coppola als ausführenden Produzenten inszenierte, etwas aus ihrer eigenen Geschichte erzählt, bleibt, wie das Ende des Films, zur freien Interpretation offen. Eins steht jedoch fest: Als es zur Wandlung in Johnnys Leben kommt, der Übergang von Hotelessen zu Selbstgekochtem (Tausch gegen oder Übergang zu) stattfindet und er sich für seine Fehler entschuldigt, wird klar, warum *Somewhere* der Gewinner des Goldenen Löwen auf den 67. Filmfestspielen von Venedig geworden ist.

jufa

Was kommt nach der Zukunft?

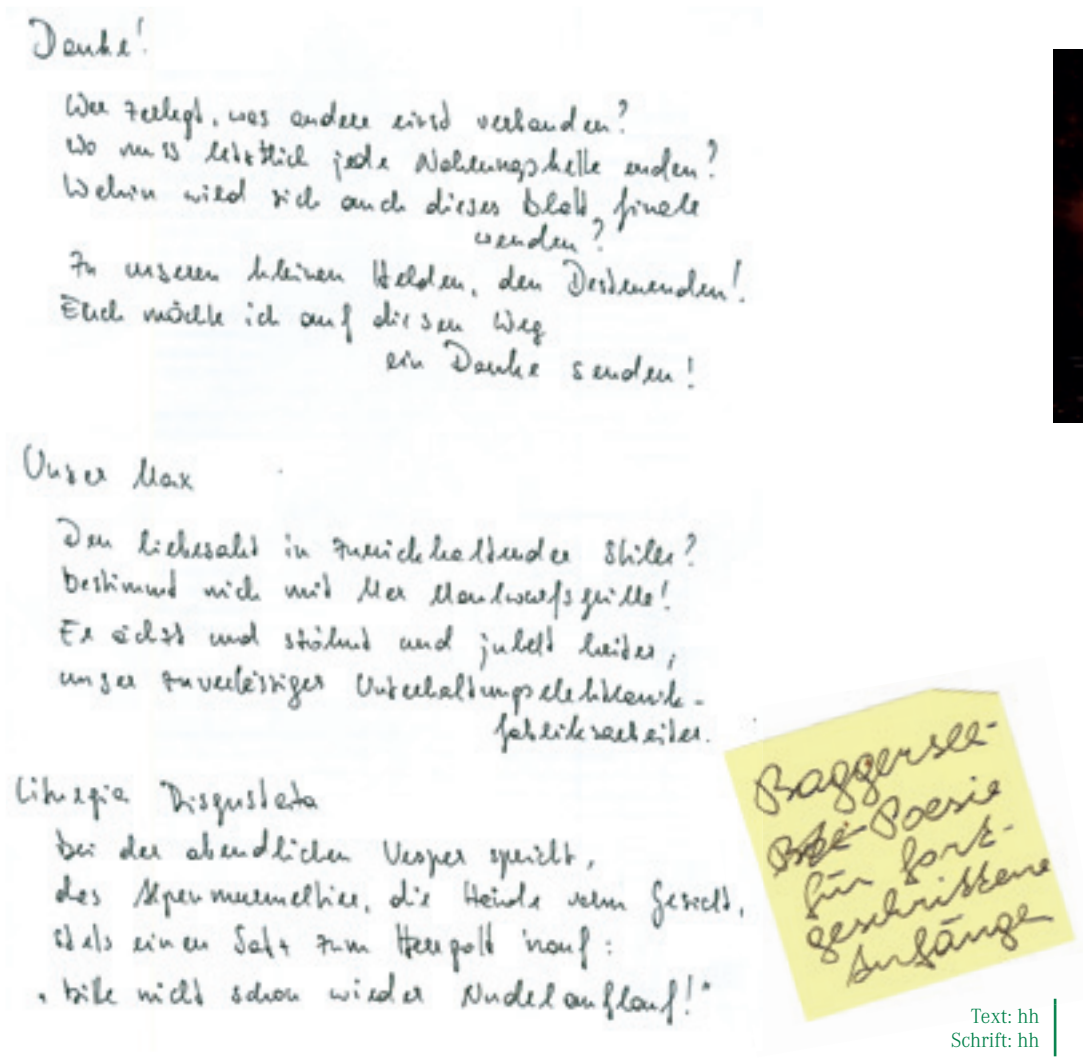
Ansichten einer wilden Erde: *La Planète sauvage* von René Laloux

Science-Fiction kann auch eine Form von Postfuturismus sein. Wenn man fragt, was mit uns Menschen passiert, wenn die Erde – aus welchen Gründen auch immer (aber das ist ja dann egal) – den Bach runter- oder in fulminanten Staubwolken aufgeht, sind Normalsterbliche oft schnell mit ihrem Latein am Ende. Ultraoptimistische träumen dann gerne vom Leben in einer fernen Galaxie, deren paradiesische Planeten von unserer fortgeschrittenen Wissenschaft erschlossen sein würden, wenn es denn so weit käme.

Dort, wo die Astronomie heute hinträumt, ist die Science Fiction selbstredend schon unzählige Male gewesen. Und im phantastischen Abenteuer *La planète sauvage* von René Laloux aus dem Jahre 1973 kann man – eintauchend in die animierten, handcolorierten Tuschegraphiken (grandioser Maître de design Roland Topor) und eingelullt in die Filmmusik von Alain Goraguer (so stimulativ waren nur die 70er!) – miterleben, wie es der Spezies Mensch noch ergehen kann, wenn sie dazu gezwungen wird, ganz woanders neu anzufangen. Dass die dabei abgehandelten Fragen zu den Verbindungen zwischen Wissen und Macht, „Mensch“ und „Unmensch“ oder Unterdrückung und Gegengewalt gerade heute so aktuell wie immer sind, versteht sich von selbst. Ganz zu schweigen davon, dass man eventuell anfangen wird, diese Schoßhündchen in abartigen Plüschkostümchen mit noch anderen Augen zu sehen. Alles in allem ein wunderbarer Animationsfilm (mit angenehmer Mittagspausenlänge von 69 Minuten) und ein Klassiker, der mehr als ein Geheimkult sein sollte.

sto

Film Film Film



Danke!

Wer zählt, was andere sind verlanden?
Wo muss letztlich jede Nebelwaschelle enden?
Wohin wird sich auch dieses Blatt finale wenden?
Zu unseren kleinen Helden, den Desidenden!
Euch möchte ich auf diesem Weg
ein Danke senden!

Unser Max

Den lichtscheu in zurückhaltender Stille?
Bestimmt nicht mit der Mundwerksgrille!
Er sieht und stöhnt und jubelt leiser,
unser zuverlässiger Unterhaltungsschlitzenfahrzeugzeiter.

Liturgia Disgusteta

bei der abendlichen Vesper spricht,
das Spermuttermilchier, die Hände vom Gebet,
stets einen Satz zum Herrgott hauf:
„bitte nicht schon wieder Nudelauflauf!“

Baggersee-Poesie für fortgeschrittene Anfänger

Text: hh
Schrift: hh

Buried – Lebendig begraben

Paul Conroy, gespielt von Hollywoodstarlet Ryan Reynolds, ist als Truckfahrer für die Ausfuhr von Hilfsgütern im Irak tätig. Als es einen Anschlag auf seinen Konvoi gibt, werden seine Arbeitskollegen erschossen, während er sich lebendig begraben in einem hölzernen Sarg wiederfindet. Die einzigen Grabbeigaben sind ein Mobiltelefon, ein Feuerzeug, Knicklichter und eine Taschenlampe. Seine Lage ist denkbar schlecht. Conroy, keuchend und nach Luft ringend, orientiert sich mithilfe eines Feuerzeugs in der engen Dunkelheit seines Verlieses. Die Dialoge sind ausschließlich auf Conroys Telefonate mit der Außenwelt begrenzt und geben Einblick in sein Leben als Familienvater. Als der Anruf einer seiner Entführer einlangt, wird der Grund für seine missliche Lage bekannt – die Kidnapper halten ihn für einen amerikanischen Elitesoldaten und stellen ihm eine Lösegeldforderung.
Nun beginnt der Countdown seines Überlebenskampfes. Akkukapazität und Sauerstoffgehalt schwinden in dramatischen 90 Minuten dahin und man spürt förmlich, wie Enge und Hitze immer unerträglicher werden. Zu allem Übel verschafft sich auch noch eine Giftschlange Zugang zu seinem Aufenthaltsort. In der absoluten Ausweglosigkeit bleibt trotzdem immer ein Quentchen Hoffnung und Komik enthalten. Darin liegt auch die Finesse von Cortés Regiekonzept, der mit wenig Ressourcen einen konstanten Spannungsbogen aufrechterhält. Es herrscht eine atmosphärische Bildsprache, die durch den Einsatz von Licht- und Schatteneffekten und der detailreichen Ausgestaltung des begrenzten Spielraums produziert wird. Ryan Reynolds, der aus eher seichteren Hollywoodproduktionen bekannt ist, besticht hier durch eine solide darstellerische Leistung unter widrigen Verhältnissen. Wenn man ein Fan einer hitchcock'esken Suspense-Technik ist und nicht unbedingt zu Panikattacken neigt, sollte man dieses minimalistische Filmwerk nicht verpassen.

tea

HIER & JETZT

Parkwächter Harlekin – Liebe (Problembär 2010)

HipHop?

Der Soundtrack meiner frühen Jugend hat fast ausschließlich aus HipHop bestanden. Auch heute noch hör ich beispielsweise Lootpack, den frühen Busta Rhymes und die erste Eins Zwo-EP sehr gern. Das kam alles zwischen 1996 und 1999 raus. Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein, aber retrospektiv würde ich sagen: Danach war erst mal die Luft raus, aus dem HipHop. Plötzlich konnte man mit dieser Spielart, die bis dahin zumindest teilweise als innovativ eingestuft werden mußte, sehr, sehr viel Geld machen, und das hat genau die auf den Plan gerufen, die es eigentlich nicht gebraucht hätte.
Freilich kann man das so pauschal nicht sagen und ja: ich bin schon ein gutes Zeiterl raus aus dieser Szene, aber ganz falsch werd ich damit auch nicht liegen. In der Zwischenzeit haben immerhin die Kinderzimmer Productions die Fackel des deutschsprachigen Hip-Hop durch die Nuller-Jahre getragen. Die haben aber bekanntlich den Laden dicht gemacht. Und jetzt? Jetzt gibt es Parkwächter Harlekin!

Er macht das schon eine ganze Weile. Das erste Album mit dem schönen Titel „Yoghurt“ ist von 2002. Da war er 19, und wenn man das heute hört, weiß man auch, warum er 8 Jahre lang von der HipHop-Szene ignoriert worden ist: zu advanced. Experimentierfreudiger, behirnter und aufrichtiger HipHop ist zwar nicht per se neu, aber in Österreich hat sich meines Wissens noch keiner so weit vorgewagt. Nein, auch nicht annäherungsweise. Herr Lenes hat sich in der Zwischenzeit mit anderen Leidensgenossen sporadisch zu den „4 lustigen 3“ formiert und hat dann 2009 das zweite Soloalbum „To meet friend chicken“ auf seine Homepage (www.bornabirdinstead.net) gestellt. Und jetzt liegt mit „Liebe“ also endlich das erste reguläre Album vor, und es ist alles, wirklich alles, nur keine „schmierige Schmuse-Schmatze“ – auch dann nicht, wenn er über die Liebe zu seiner kleinen Tochter singt. Es finden sich aneinandergereihte Wortkreationen allererster Güteklasse eingeflochten in oft sehr gewagte Klangstrukturen, die den Rahmen, der bisher HipHop umrissen hat, um ein vielfaches sprengen. Das hält ihn aber nicht davon ab, mit „Exil“ einen waschechten Indie-Hit zu kredenzen, der sich trotz seiner Radiotauglichkeit keinen Millimeter verbiegen muß. „Wir bitten Sie um die Verwendung von Verben, die aufgrund ihrer üblicheren nominalen Form aus dem Sprachgebrauch herausdriften. Zum Beispiel: polizieren.“ Nein, keine Kabinenparty.

wein

Soya Tom & Findleberry Hook – Konzertbericht

in der „Szene“ am 8. Oktober 2010

Eher zufällig hab ich neulich was sehr Eigenartiges gesehen: Auf der Bühne der „Szene“ (ja, genau dem wahrscheinlich sympathischsten Laden der Stadt ...) eröffnen ein paar in Flanellhemden und Strohhut gekleidete Leute mit aufgeklebten Bärten und Notenständern für die Textblätter einen Abend vor ca. 700 Hip-Hop-Begeisterten als Vor-Vor-Band. Und wer ist so ziemlich der einzige, dem es gefällt? Icke! Genaugenommen war das Konzert für mich die größte Live-Überraschung, seit ich 2001 ebenso zufällig die Moldy Peaches im Flex gesehen habe. Und gescheitert ist die Band nicht an sich, sondern an einem Publikum, das bei Selbst-Ironie sofort die Scheuklappen runterfährt und ein Brett vornagelt. Lieder mit verstellter Stimme über Schlaflosigkeit, Angst, Schwindeln und die eigenen 5 Sinne – ganz ohne Schwanzvergleich. Da hat dem herkömmlichen HipHop-Publikum natürlich was gefehlt. Ich und ein paar andere haben sich so gut amüsiert wie schon lange nicht und jetzt, wo ich grad wieder das Demo hör, das sie mir neulich geschickt haben, muß ich immer noch schmunzeln. Danke!

wein

Sletzte Moi – „Kreiz, Birnbam und Hollastaun“

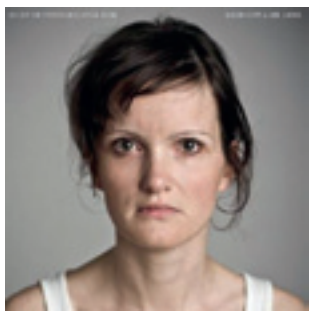
www.myspace.com/sletztemoi

Zwei Waldviertler trauen sich was! Weil „wauma sunst nix kennan, daun kema des“. SLETZTE MOI sind räudig, kompromisslos und strotzen vor Spielfreude und Kreativität. David Stellner und Peter Primus Frosch traktieren Gitarre und Bass gekonnt in bluesrockigem Stil. Über ihre zügellosen Songs rappen, singen, schreien sie schlaue und scharfzüngige Dialekttexte auf höchstem Niveau. Das berührt und geht unter die Haut. Auch dank der perfekten Produktion: Der grandios satte und dreckige Sound ihres Debütalbums „Kreiz, Birnbam und Hollastaun“ ist der reinste Ohrenschmaus. Vor der Arbeit von Tonmensch Alex Lausch würde sich hier wohl sogar Produzenten-Großmeister Dave Sardy (Far, Helmet, Bush, Barkmarket) verneigen. „Zeitweis gibt’s Sochn, dasst sogst, na gibt’s des und zeitweis gibt’s Sochn, de gibt’s jo gor ned.“ Das trifft des Pudels Kern. „Und außerdem is jo bei eich ois nur mehr digital!“ Macht in diesem Fall gar nix. Die CD gibt’s direkt bei den Musikern unter peter-primus-frosch@gmx.at. Unbedingt reinhören!

matt

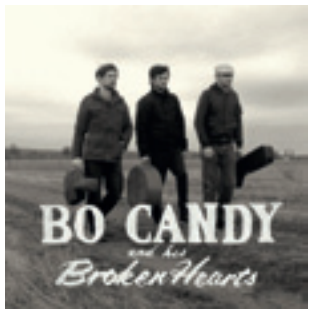
Musik

David Lipp & die Liebe – Es ist so unendlich still hier (Konkord 2010)



Während viele andere Indie-Bands unentwegt an ihrer Lässigkeit schrauben, machen David Lipp & die Liebe doch glatt Musik, die ohne Posen auskommt. Und nicht nur das: auch thematisch wird ein Feld beackert, das – jedenfalls in Österreich – gefühlte 100 Jahre brach gelegen ist: die Stille. Das Unausgesprochene/Unsagbare.
Wahrhaftig eigensinniger Pop. Diese Band hat einen Weg gefunden, Alltagssituationen mit sehr intimen Gefühlsbeschreibungen zu verknüpfen – und zwar so, daß man von dieser plötzlichen Offenbarung keineswegs irritiert ist, sondern sich ganz und gar geborgen fühlen kann in dieser Musik. „Cool“ ist anders – und genau darum geht es.

Bo Candy & his Broken Heats (2010)

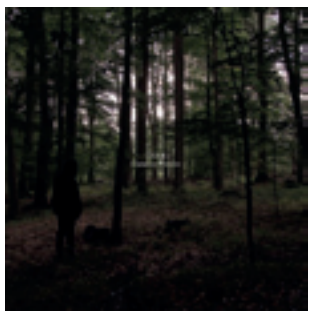


Thomas Pronai ist nicht nur einer der begehrtesten Musikproduzenten dieses Landes, sondern auch einer der besten Musiker. Lange Zeit hat er die Beautiful Kantine Band (1999–2008) angeführt, und jetzt macht er dreckigen Country-Blues-Rock allererster Güteklasse. Knackige Gitarrenlicks mit knarzigem Schlagzeugs und Gesangslinien, die sich an die Lieder anschmiegen wie eine Muzikatze. Kurz: Supersleazy Rock and Roll mit Dreck unter den Fingernägeln und einer guten Portion Sex. Oder auch: das vielleicht beste Blues-Explosion Album, das Jon Spencer nie gemacht hat. Das gute Stück gibt es übrigens vorläufig nur als Casette und mit beiliegendem MP3-Code.

Meaghan Burke – Other People’s Ghosts (2010)

Gerade noch rechtzeitig, bevor sie wieder nach New York zurückgeflogen ist, hat Meaghan Burke die Lieder, mit denen sie in den letzten Monaten den Wiener Untergrund durchpflügt hat, konserviert und im Eigenverlag veröffentlicht. Cello, Stimme und ein paar handverlesene Gesangs-Overdubs. That’s it. Die studierte Cellistin schreibt nicht nur überwältigend schöne Lieder, sondern ihre Konzerte sind immer ein Erlebnis. Ihre Live-Präsenz ist praktisch nicht zu toppen und obendrein ein zünftiges Guten-Morgen-Zwickerbussi für Kollegen und Kolleginnen, die glauben, daß es reicht, wenn man ein bisserl auf Trauerweide macht. Hier spielt die Musik. Hallelujah!

Liger – Unknown Pressures EP (Beat Is Murder 2010)



Dino Spiluttini stilisiert in der letzten Zeit gern als Naturbursch. Seit einiger Zeit hat er in einem Haus in der Pampa irgendwo in der Nähe von Hamburg Quartier bezogen und sporadisch Lebenszeichen in Form von Wald-und-Wiesen-Fotos gepostet. In diesem Exil hat er „Unknown Pressures“ geboren. „Die ablenkungsarme Umgebung hat es erlaubt, daß ich mich auch darauf einlassen konnte - was in einem monatelangen Verzweiflungsrausch mündete. Klingt natürlich pathetisch, ist aber tatsächlich so.“ Ein wunderschönes und ebenso bedrückendes Dokument, das dieser Tage als limitierte 7-inch bzw. digital erschienen ist. Eine Perle aus lupenreinem Angst-Pop.

Laokoongruppe – Staatsoper (Konkord 2010)

Der Herr Karl Schwamberger haut auf den Tisch: „Staatsoper“ nennt er sein zweites Album. Doppel-Vinyl, sapperlot! Subersiv-progressives Disco-Polka-Liedgut mit Schmackes. Er ist der totale Anti-Biedermeier, der urösterreichische Exorzist des Urösterreichischen, und er reitet mit Pauken und Trompeten übers „Butterbrotland“. Ein Album zwischen Schulterschlußchor (mein persönlicher Favorit) und dem „Preis der Propaganda“. Ein spröder Kopf reibt sich an allem und jedem, um sicher zu gehen, daß da auch wirklich irgendwas ist. „Einen Fuß in der Vergangenheit und einen Fuß im Grab. Und immer in Verlegenheit – so steht es im Vertrag“. Groß.

wein

DIE TÜR ZUM KELLER

Aus der Erzählung *Unser Jahr mit Gertrude*

Seit wir in dieses Haus gezogen sind, ließ uns Gertrude, unser ebenso schrulliger wie liebenswerter „Hausgeist“, keine Ruhe … so unschätzbar ihre Hilfe bei der Ribisel-Ernte war, so eigenwillig waren ihre Angewohnheiten, die sie aber keinesfalls aufzugeben gedachte.

Und dann war da noch Gertrudes unerklärliche Angst vor dem Keller, den sie nur in den dringensten Fällen zu betreten pflegte; meist erfand sie aber irgendeine Ausrede, um nicht in den Keller gehen zu müssen. In den Keller hinabzugehen, so behauptete sie, bereite ihr wegen der Stufen zu große Mühe, oder sie gab an, sie könne ihre für das Unterfangen benötigte Hausschuhe nicht finden, irgendjemand müsse diese verstellt haben, wobei sie wechselweise unsere Hunde oder die Kinder verdächtigte. Die Wahrheit war aber, dass Gertrude, die ja von Kind an in diesem Haus wohnte und darin sozusagen aufgewachsen war, sich seit dieser ihrer Kindheit immer geweigert hatte, in den Keller hinabzugehen, da sie, wie sie uns einmal im Vertrauen gestand, seit sie denken könne, stets davor Angst gehabt hatte. Immer, wenn sie als Kind an der Tür, die zum Keller hinabführte, vorbeigekommen sei, habe sie ein unheimliches, ein düsteres Gefühl beschlichen; immer habe sie hinter dieser Tür etwas Grauenerregendes, Bedrohliches, ja Fürchterliches gespürt, ohne dass sie sagen könne, was genau so grauenerregend, bedrohlich und fürchterlich hätte sein können, es sei eben etwas Unaussprechliches, das sie immer hinter dieser Tür zum Keller vermutet habe, und sooft sie an dieser Tür vorbeigekommen sei, war es ihr, als ob ihr jemand oder etwas aus dem Keller heraus etwas zuflüstern wolle, vielleicht jenes Unaussprechliche zuflüstern, das sie hinter der Tür vermutete. Sie habe als Kind eben viel Phantasie gehabt und sich daher immer rechtschaffen davor gefürchtet, in den Keller hinabsteigen zu müssen. Das habe aber damals natürlich niemand verstanden, Phantasie, das haben sich nach Ansicht der Altvorderen nur Wohlhabende leisten können, wir aber, so Gertrude, konnten uns damals keine Phantasie leisten. Heutzutage dürfe ja jeder eine Phantasie haben, aber damals durfte man das nicht, das könne sich heute ja keiner mehr vorstellen. Sie habe auf Geheiß der Altvorderen als Kind andauernd versucht, ihrer Phantasie Einhalt zu gebieten, aber das sei eben nicht immer gelungen, besonders, wenn sie in die Nähe der Kellertür gelangte.
Ob es sein könne, dass sie auch heute noch dieses unheimliche Gefühl vor dem Keller verspüre, hatten wir sie gefragt, aber Gertrude hatte alles abgestritten. Das seien doch alberne Kindereien, hatte sie gemeint, als Kind habe sie sich freilich immer davor gefürchtet, in den Keller hinabzusteigen, jetzt aber sei sie aber doch kein Kind. Als Kind, da habe sie vielleicht von Bergmönchen geträumt und vielleicht von Erdgeistern und ähnlichen Dingen, aber nun sei sie doch schon alt und wünsche nicht, immer noch als Kind angesehen zu werden.

Wir wussten damals nichts mehr darauf zu erwidern, zumal Gertrude schon in einen etwas aufgebrachten Zustand geraten war und wir ja schon aus reiner Höflichkeit einen Konflikt vermeiden wollten. Angesichts ihrer Beteuerungen aber, sie habe nunmehr keinerlei Bedenken mehr, in den Keller hinabzusteigen, erschien es uns aber als höchst merkwürdig, dass sie dieses noch immer tunlichst vermied und sich mit den unsinnigsten Ausflüchten vor dem Betreten des Kellers drückte. Entgegen Gertrudes vorgeblicher Furchtlosigkeit, was das Aufsuchen dieses Kellers betraf, mutmaßten wir, in Ermangelung einer anderen Erklärung, dass Gertrude, möglicherweise aus Scham, uns gegenüber unehrlich gewesen war, als sie abstritt, sich noch immer vor dem Keller zu fürchten. Was aus unserer Sicht dafür sprach, war Gertrudes doch hin und wieder offensichtliche kindliche Unbefangenheit, die sie zuweilen an den Tag legte. So war es früher zum Beispiel vorgekommen, dass sie sich vormittags in unserer Küche aufhielt und währenddessen Kreuzworträtsel löste, wobei sie oft aus für uns nicht nachvollziehbaren Gründen unablässig kicherte; die Kreuzworträtsel waren hinterher immer ganz falsch ausgefüllt gewesen, oder sie hatte in die leeren Kästchen Blumen und kleine Tiere oder Äpfel hineingezeichnet, was uns aber nicht weiter verwunderte, zumal Gertrude uns gerne weismachte, sie sei so einfach gestrickt, dass sie die einfachsten Kreuzworträtselfragen nicht beantworten konnte; in Wahrheit war Gertrude aber so klug, dass sie längst auf alle Fragen eine Antwort hatte und das Kreuzworträtsellösen ihr daher die unerträglichste Langeweile bereitete.
Mitunter fanden wir sie im Garten, wohin sie zum Wäscheaufhängen geschickt worden war, nachdem wir die gewaschene Wäsche meist selbst aus dem Keller, wo die Waschmaschine stand, geholt hatten, wie ein kleines Mädchen selbstvergessen im Gras unter dem alten Apfelbaum sitzend und wilde Margeriten zu einem Kranz bindend, unterdessen sie fröhlich vor sich hin summte. Wir hatten uns an Gertrudes Tollheiten gewöhnt, von denen es noch einige zu erwähnen gäbe, die durchaus als liebenswert zu bezeichnen sind, abgesehen vielleicht von ihrer Angewohnheit, unseren Hunden dann und wann heimlich eine Dose Weinbeuschel zu verabreichen, Gertrudes eigenem, von ihr als ‚Lungenhaschee‘ bezeichneten Leibgericht, was bei den Tieren zu deren wie unserem Unbehagen zumeist eine schlagartig verdauungsbeschleunigende Wirkung zeitigte.

Je mehr wir aber unsere Verwunderung über Gertrudes Eigenarten mit der Zeit ablegten, umso stärker wuchs unsere Neugier, was die Hintergründe von Gertrudes Abneigung gegenüber dem Keller betraf, sodass wir uns zuweilen selbst schon vor der Tür zum Keller wiederfanden, verstohlen in den Keller hineinhorchend, oder unserem eigenen bangen Herz lauschend, währenddessen wir uns fragten, um welche grauenerregenden, unaussprechlichen Vorgänge es sich handelte, die Gertrude in der Nähe der Kellertür offenbar noch immer in einen ängstlichen Zustand versetzten. Immer öfter horchten wir mit gespannten Sinnen an der Kellertüre, in den Keller hinein, und mitunter glaubten wir selbst schon, dass es tatsächlich aus der Tiefe des Kellers zu uns herausflüsterte, wiewohl es doch, wie wir erschaudernd feststellten, in Wahrheit aus den Abgründen unserer eigenen Seelen herausflüsterte.

Lassen wir uns überraschen, liebe Lesefreunde, was im nächsten „Bagger“ auf uns wartet! Erfahren wir mehr über jenes Abgrundtiefe, Unaussprechliche, das uns im Keller und letztlich in uns selbst begegnete? Oder werden uns die verantwortlichen Herren Chefredakteure abermals einen neuen Autor, eine neue Autorin bescheren?

Text: chr
Foto: hh

Abrissbirne

Geistlose Schlusskolumne, ungefähr so erquickend wie zwei bräunlich ranzige, halbvergessen-gährende Bananen in einem alten, speckigen Schulranzen.

Beim Illuminatenfleischhauer

Hätte ich gewusst, dass meine Greißlerin Mary mit den verschwörerischen Illuminati im Bunde steht – ich wäre sicherlich im Stande gewesen, meine Lust zu zügeln. Meine unheimliche Lust auf Schokolade, nicht auf Mary, die mich jeden Tag genau einmal überkommt, die Lust, nicht Mary. Eigentlich ist Mary gar nicht meine Greißlerin, ja nicht einmal dass sie Mary heißt, kann ich zweifelsfrei sagen. Zweifelsohne aber gehört Mary zum Namen eines verlassenen Geschäfts, das mit „Delikatessen“, „Imbiss“ und „Stube“ in gotischen Lettern beschriftet ist.

Wir erinnern uns: In Marys Delikatessen-Imbiss-Stube bekam Deine (und meine) Nase erst einmal eine Ohrfeige aus nassem Hund, bevor sie von alter Wurst in den Schwitzkasten genommen und schließlich mit kaltem Rauch betäubt wurde. Nur widerwillig bemühte sich die damenbärtige Mary in ihrem Fleischhauerkittel zur Käse-Wurst-Theke, um mir eines ihrer Salmonellen-Eier in ein Papiertüterl zu wickeln oder ein paar Radeln zigarettengeräucherten Schinken abzuschneiden. Viel lieber brütete sie im grauen Wurstnebel des Greißler-Stüberls nebenan, einer bierigen Tschicksauna für gammelnde Gemeindebaugäste. Störte man sie dabei, konnte sie fast so sauer wie ihre Milch werden. Was will der elende Wurm hier schon wieder!? Ihr nuschelndes Organ vermittelte mir jedes Mal, lieber schweigen, als auch nur das kürzeste Verkaufsgespräch führen zu wollen.

Ein ganz und gar typischer Gemischtwarenhändler also - zumindest, wenn man nur eben mal die Morgenzeitung holen kam. Hinter der morbiden Kulisse jedoch bot sich ein viel düstereres Bild. Offensichtlich wollte mich Mary mit ranziger Schokolade (Stichwort unheimliche Lust) und verschimmeltem Toastbrot zum Schweigen bringen. Wahrscheinlich hatte ich schon zu viel gewusst oder gekauft. Aber nicht nur ich. Der freundliche Herr Herbert, der sich stets in Marys Laden herumtrieb, anscheinend auch: Eines Tages erschien er mit unzähligen blauen Flecken im Gesicht, die ihn noch wochenlang entstellten. Vielleicht ein letzter Wink aus der Loge, bevor die Pächterin das Geschäft räumen musste? Von einem Tag auf den anderen, ohne Abschiedsgruß wohlgemerkt.

Geblieben ist ein leeres Lokal, Mahnmal dunkler Machenschaften, mit Marys Insignien über der Eingangstür. Es bleibt wohl nur eine Frage der Zeit, bis dieses trostlose Geschäft von Abrissbirne und Bagger beseitigt wird.

toph

Auswertung: Vier-Elemente-Test (Seite 9)

Das Element, mit dem Sie sich identifizieren dürfen, finden Sie unter dem Buchstaben, den Sie am häufigsten angekreuzt haben. Bei Gleichstand zwischen zwei oder drei Buchstaben müssen Sie halt mehr lesen.

a) **Wasserstoff**. Sie können das Dasein leicht nehmen, denn Sie sind das Element mit der kleinsten Atommasse. Und Sie sind überall – in der Sonne, im Saturn, in der Amöbe, im Jasmintee, im Pottwal und im Orangensaft bei McDoof. Überhaupt in allem, was Wasser enthält. Zeitlos sind Sie auch – es gab Sie schon kurz nach dem Urknall, und es wird Sie noch geben, wenn die letzte Termite ausgestorben ist. Aber halten Sie sich bloß von Leuten fern, die Chlor oder Sauerstoff sind – sonst knallt's! Und lassen Sie die Finger vom Militär – Ihresgleichen wurde auch schon mit Bomben in Verbindung gebracht, und das ist nicht schön.

b) **Phosphor**. So farbenfroh wie Sie möchte ich auch mal sein. Bald sind Sie schwarz, bald rot, dann violett, dann wieder hellrot – und selbst in schlichtem Weiß sind Sie nicht zu übersehen, gerade wenn die Zeiten finster werden. Nachts sind alle Katzen grau, Sie aber schimmern in gedämpftem hellgrünem Licht. Wer macht Ihnen das nach? Wobei man sich an Ihnen aber auch ganz schön die Finger verbrennen kann. Das soll aber kein Vorwurf sein, denn hätten wir ohne Sie Zündhölzer? Wir hätten keine. Oder nur, Andersen läßt grüßen, welche mit Schwefel.

c) **Ununoctium**. Sie gibt es eigentlich gar nicht, das heißt, Sie gab es schon mal, aber das war dann nicht wahr, und dann gab es Sie noch mal wirklich – zwei, drei Atömchen von Ihnen, in einem Kernforschungszentrum in der Nähe von Moskau. Nicht lang, aber man erkannte Sie. Wobei Sie recht haben, sich rar zu machen – schließlich sind Sie ein Edelgas. Zwar behaupten die Leute, Sie verhielten sich gar nicht wie ein Edelgas, sondern eher wie Quecksilber, nur radioaktiv; aber das kann man nicht so ganz genau sagen, eben weil Sie immer so schnell wieder weg sind. Weiter so!

d) **Bombastium**. Sie sind das seltenste Element überhaupt. Die einzige Probe von Ihnen, aufgefunden in der Mandragora-Mine in Belgisch-Kongo, wurde 1957 verkauft – an den reichsten Mann der Welt, Dagobert Duck, zum Preis von 1 Billion Taler und 6 Kühlschränken. Es ist unmöglich, Sie am Geschmack zu erkennen – bei jedem Kontakt mit den Zungenpapillen schmecken Sie anders, bald nach Erdbeere, bald nach Vanille oder Pfefferminz. Ein gefundenes Fressen für die Speiseeisindustrie. Aber Vorsicht! Gehen Sie nicht ins Warme. Sie verdampfen nämlich schon bei +1 °C.

Haben Sie andere Elemente erwartet? Wasser, Feuer, Luft, Erde? Na hören Sie. Wir sind hier nicht im Esoterikladen, Sie können nicht erwarten, daß wir vom Wissensstand des 5. Jahrhunderts v. Chr. ausgehen. Ich hoffe nur, daß Element 118 des Periodensystems nicht noch schnell einen offiziellen Namen kriegt, ehe dieser Bagger in Druck geht. Sonst versteht nachher niemand, was „Ununoctium“ sein soll.

caru

IMPRESSUM

DerB agger:r edaktion@derbagger.org– **Homepage**:w ww.derbagger.org **Bankverbindung**: Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111,E rsteB ank **Herausgeber und Medieninhaber**: Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (Jörgerstraße2 3/4,1 170W ien,Z VR-Zahl:7 20349459) **Redaktion**: Reinhard Klauser, Stefan Mayer, Vitus Angermeier

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe – Texte: Andrea Höller (tea), Birgit Schörkhuber (bix), Christian Berner (chb), Christina Schöftner (chr), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), Julia Fabrick (jufa), G. Lena Stölzl (sto), Leonhard Reul (lr), Matthias Ledwinka (matt), Reinhard Klauser (pro), Sebastian Gilli (gil), Stefan Mayer (mo), Stefan Meisterle (mei), Vitus Angermeier (va) **Titelblattgestaltung**: Cornelia Taucher **Illustrationen**: Andreas Schörkhuber (asch), Angela Strohberger (ast), Beba Fink (bf), Denise Fragner (df), caru, Martin Freinschlag (mf), matt **Fotos**: gil, hh, matt
Design: Elena Anna Rieser **Layout**: Vitus Angermeier **Korrektorat**: Sandra Illbauer-Aichinger

Auflage: 1000 Stück **Druck**:F acultas **Erscheinungsdatum**:1 3.12.2010 **Erscheinungsort**:W ien **Preis**: 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält. Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.
Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: Der Bagger ist das Organ des Vereins Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft. Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander. Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.

noch einmal Abrissbirne

Beim Illuminatenfleischhauer

Hätte ich gewusst, dass meine Greißlerin Mary [illegible] rischen Illuminati im Stande [illegible] Leichenlich im Stande gewesen [illegible] unheimliche Lust auf Schokolade [illegible] jeden Tag genau einmal über kommt [illegible] Eigentlich ist Mary gar nicht meine Greißlerin [illegible] dass sie Mary heißt, kann ich zweifelsfrei sagen. [illegible] gehört Mary zum Namen eines verlassenen Geschäftes, das [illegible] Delikatessen „Lebensmittel" und „Stube" in gotischen Lettern geschrieben ist. Wir erinnern uns: Wir erinnern uns: In Marys [illegible] Delikatessen-Imbiss-Stube beken Deine (und meine) Nase erst einmal [illegible] Ohrläppchen aus nassem Hund, bevor sie von alter Wurst in [illegible] Schnittlauchsauce [illegible] und schließlich mit kaltem Rauch betäubt [illegible] wurde. Nur [illegible] bemühte sich die damenhafte Mary in ihrem [illegible] Fleischhauerkittel zur Käse-Auslage zu wicken [illegible] ein paar [illegible] zigarettengeräucherten Schinken abzuschneiden [illegible] Wurst-Theke um mir eines ihrer Salmonellen-Eier in [illegible] wickeln [illegible] ein paar Radeln zigarettengeräuchterten [illegible] abzuschneiden. Vielleicht [illegible] elende Wurm hier schon [illegible] brütete [illegible] Wurstnebel des Greißlers [illegible] einer hier [illegible] für gammelnde Gemüsegärtner [illegible] dabei, kommen sie fast so sauer wie ihre Milch werden. Was wird der [illegible] elende Wurm hier [illegible] schon wiedert? [illegible] unheimliche [illegible] Organ vermittelte mir jedes Mal, lieber schweigen, [illegible] das kürzeste Verkaufsgespräch führen zu wollen. [illegible] gotischer Gemischtwarenhändler also – zumindest [illegible] nur eben mal die Morgenzeitung [illegible] Logo, bevor [illegible] Verbunden [illegible] Wasse jedoch bei sich ein Viel [illegible] Ähnlich wollte mich Mary mit ranziger Scho- [illegible] unheimlicher Lust und versuchte [illegible] Frosthust zum [illegible] Nachmittag hatte ich schon ahnen gewusst [illegible] Aber nicht [illegible] Herbert, der sich stets in Marys Laden [illegible] Eines Tages erzählen er mir unzählige